



No. 29.

Der Dorfkaiser

von

Paul * *

(Vorschlag der Sektion St. Gallen.)

Verkaufspreis 15 Rappen.

Zürich.

Druck von Jacques Bollmann

Februar 1898.

Von den bis jetzt erschienenen Schriften des „Vereins für Verbreitung guter Schriften“ sind vorrätig:

Nr.		a) Zürich.	
1.	Gottfried Keller:	„Das Fähnlein der sieben Aufrechten“	à 10 Rp
3.	P. K. Rosegger:	„Das Ereigniß in der Schru“	à 10 „
10.	Cruß Andolt:	„Eine Nacht“	à 10 „
13.	Rosa Maria Affing:	„Der Schornsteinsieger“	à 10 „
	Freis Marti:	„Die Perle“	à 10 „
15.	David Hof:	„Elly und Oswald“	} à 10 „
	Erweiterungen 1858:	„Friede ernährt, Unfriede verzehrt“	
16.	Heinrich Pestalozzi:	„Lienhard und Gertrud“	à 30 „
18.	G. T. A. Hoffmann:	„Das Fräulein von Seudert“	à 10 „
19.	Leopold Kompert:	„Der Min“	à 10 „
21.	David Hof:	„Salomon Landolt“	à 25 „
22.	Melchior Meyer:	„Ludwig und Annemarie“	à 20 „
23.	Ludwig Tiet:	„Der 15. November“	} à 15 „
	Dr. Châtelain:	„Das Geheimniß des Notars“	
24.	Ludwig Tiet:	„Weihnacht-Abend“	} à 15 „
		„Der Gelehrte“	
	J. J. Bucher:	„Unsere Vögel“	à 20 „
25.	A. Alther:	„Bedenkräft“	à 20 „
26.	Zulius Grosse:	„Florentine“	à 20 „
27.	A. Müller:	„Erinnerungen aus Griechenland vom Jahre 1822“	à 15 „
28.	Otto Ludwig:	„Zwischen Himmel und Erde“	à 25 „
29.	Paul* *:	„Der Dorfstar“	à 15 „

Nr. 18: „Das Fräulein von Seudert“ wird allen Sectionen und Ablagen der Vereine Basel und Bern **direkt** vom Centraldepot **Zürich** geliefert, wohin man Bestellungen zu adressieren beliebe.

b) Basel.

16.	Jeremias Gotthelf:	„Der letzte Thorberger“	I. Teil à 10 „
			H. Teil à 15 „
18.	Wilhelm Hauff:	„Die Karawane“	à 15 „
22.	Alfr. v. Hedensjerna:	„Bilder aus d. schwed. Volksleben“	à 20 „
23.	Alfred Hartmann:	„Tannenbaum und Dattelpalme“	à 20 „
26.	H. Töpfer:	„Ein Abenteuer unter Schmugglern“	à 10 „
		„Im Schneesturm u. d. Antersee-Bah“	à 10 „
27.	Erkmann-Chatrion:	„Erlebnisse eines Rekruten von 1813“	à 30 „
28.	Joseph Joachim:	„Athenbrödel“	} à 10 „
		„Wie der Chleimattbenz zue Syr Frau chunt“	
29.	Berth. Auerbach:	„Die Frau des Geschworenen“	} à 10 „
		„Der Blüschlosser von Wittenberg“	
30.	W. D. von Horn:	„Zwei Hochzeiten an einem Tage“	à 10 „
31.	Erkmann-Chatrion:	„Waterloo“	à 30 „
32.	Emil Zola:	„Die Erstürmung der Mühle“	} à 15 „
	Adolf Bögglin:	„Das letzte Haus“	
33.	Abelbert v. Chamisso:	„Peter-Schlemihls wunders. Geschichte“	à 10 „
34.	Alfred Hartmann:	„Pyrenhans und seine drei Töchter“	à 10 „
35.	Frances Hodgson Burnett:	„Der kleine Lord Fauntleroy“	à 30 „
36.	W. D. v. Horn:	„Die Trauerkunde“	} à 10 „
		„Der Witwe Heimkehr“	



Der Dorfkaifer

von

Paul * * *

(Vorschlag der Sektion St. Gallen.)

~~~~~  
Verkaufspreis 15 Rappen.  
~~~~~



Bürich.

Druck von Jacques Vollmann.

1898

I. Kapitel.

Nur ein Schulmeister.

An einem Märznachmittag war's. Da und dort, in Runsen und Tobeln blinkte noch ein wenig schmutziger Schnee hervor; ein Rest vom letzten Schneesturm, den die immer stärker werdenden Strahlen der Sonne nicht völlig wegzuschmelzen vermocht. Wo er abfloß, bildete er in den Wegen tiefe Rinnen und verlor sich dann im gelblich grauen Rasen.

Aus einem kleinen Gehölz trat eben ein junger Mann hervor, augenscheinlich schon von längerem Steigen ermüdet; denn mit einer gewissen Ungeduld spähte er empor, ob sein Weg nicht bald ein Ende nehme. Sieh' da, von der nächsten Anhöhe schaute schon der schlanke Kirchturm herab, und zudem begannen gerade in diesem Augenblick die Samstagnachmittagsglocken ihr harmonisches Geläute, den nahenden Sonntag zu verkünden, und mit ihm Sonntagfrieden allen Menschen. Aufatmend blieb Philipp einen Augenblick stehen, erklimmte dann elastischen Schrittes den nächsten Stein, über den der steile Weg sich hinzog, wandte sich um und blieb nach einem kurzen unwillkürlichen Ausruf des Entzückens stehen, in den Abblick versunken, der sich ihm hier bot.

In der That, eine wundersame Aussicht breitete sich vor ihm aus. Tief zu seinen Füßen weitete sich der See, der einst sein Kindesherz schon mit Entzücken erfüllt und drüben in der Ferne verloren sich die bläulichen Höhen des gegenüberliegenden Geländes; näher schon schimmerte der Strom, in sonderbaren Windungen trüb und träg dem See sich zuwälzend; talaufwärts, unter Bäumen versteckt, die durch ihre Fruchtbarkeit und kirchurmartige Höhe weit herum berühmt waren, lag das Dorf, da einst sein Vaterhaus

gestanden, bis ein rauhes Geschick das einfache Glück schlichter Leute zertrümmert und ihn selbst hinausgeworfen hatte in die Welt. Unwillkürlich verloren sich so seine Gedanken in der Vergangenheit: er sah sich selbst als kleines Kind, wohl noch im Flügelkleide, wie er beim Acker draußen am Fluß im weißen warmen Sand spielte und seiner Mutter zujubelte, die dem Vater das Essen brachte; dann kam der Tag, da er zum erstenmal zur Schule mußte und der Lehrer ihn so ernst und doch so freundlich ansah, daß er schon in jener ersten Stunde jene Liebe zu ihm faßte, die auch später blieb und wuchs. Auch er schlummerte nun schon auf dem Kirchhof dort unten, der Gute . . . ! Dann kamen jene bangen Wochen, an die er nur mit Beklemmung denken konnte; der Tag, da man den Vater tot vom Steinbruch brachte und eine frühzeitige Niederkunft ihn seiner Mutter und des Schwesterchens zugleich beraubte; da er mit seinen Geschwistern vermögenslos da stand und die Gemeinde für sie eintreten mußte. Seine Geschwister kamen zu meist wackeren Bauern, die aber selbst mit der Armut rangen. Ihm fiel das Los günstiger; ein Jugendfreund seines Vaters, der in der Hauptstadt seines Kantons ein geachteter Lehrer geworden, erinnerte sich des aufgeweckten Burschen, der ihm einst bei einem gelegentlichen Schulbesuch im Heimort aufgefallen, und nahm ihn zu sich. Er ließ ihn die Stadtschulen besuchen, dann das Seminar — welche goldene Zeiten waren das doch gewesen, dort in jenem Kloster am See, dessen Räume das Seminar bargen — aber auch sie rauschten vorbei. Das Examen war ehrenvoll bestanden, und dann . . . dann wurde er zum Lehrer in Hubelwies berufen, und war nun eben auf dem Wege dahin.

So wanderten seine Gedanken in die unmittelbarste Gegenwart zurück. Hubelwies ist ein stattlicher Ort; malerisch gruppieren sich seine Häuser längs des Bergabhanges, von üppigen Matten umgeben. Zwar wußte Philipp schon, nicht das Dorf selbst sollte seine zukünftige Wirkungsstätte werden. Hubelwies zerfällt in zwei Bezirke; der vordere Bezirk umfaßt Kirche und Dörflein und jene Weiler, die sich längs der Höhenstraße, die beinahe eben den Hang durchschneidet, hinziehen. Er wird kurzweg Dorf genannt.

Der hintere Bezirk, zu dem man erst gelangt, wenn man vom Dorfe aus, einem Tobel folgend, einen Hohlweg erklimmt, besteht der Hauptsache nach aus einem größern freundlichen Weiler mit Schulhaus, auf einem lieblichen Hochplateau gelegen, während die andern zu ihm gehörenden Häuser und Weiler auf allen Höhen und Hängen hin verstreut sind wie die Sterne auf der Himmelskarte. Dieser, der zugleich auch einen Saulbezirk bildet, wie auch das Dorf, heißt Hinterforst. Philipp war schon einmal dort gewesen, als er die Probelektion daselbst halten mußte. Die freundliche Art der Leute, ihre sprichwörtliche Reinlichkeit hatte ihm damals schon behagt. Aber er ahnte, daß dies nur die Außenseite sein mochte. Zwar wußte er noch nicht viel von seinem künftigen Wohnort; nur einzelne Gerüchte hatte er vernommen; genug, um ihn ein wenig zu beunruhigen. Aber er gelobte sich, wachsam, offen und wahr zu sein und den Leuten Liebe entgegenzubringen; dann werde es schon gehen. Und mit diesem Entschluß wandte er sich dem Dorfe zu.

Etwas beklommenen Herzens betrat er nun das Pfarrhaus, dem sein erster Gang galt, sich seinem künftigen Vorgesetzten vorzustellen. Aber seine Befangenheit schwand, als er in der kleinen Studierstube saß, neben dem Gefürchteten, der ihn mit freundlicher Handbewegung eingeladen hatte, sich auf das altväterische Sopha mit ihm niederzulassen. Oswald, der Pfarrherr, begrüßte mit unverhohlenem Wohlwollen den jungen Mann, dessen frische und anschauliche Art bereits bei jener Probelektion ihm so wohlgefallen und der auch jetzt ohne eine Spur von falscher Demut oder schulmeisterlicher Anmaßung ihm entgegentrat, als ein Mann einem Manne. Selbst noch jung, war Oswald einem alten Pädagogengeschlecht entsprossen, hatte von Jugend auf sowohl draußen als daheim die Lust des Schullebens eingesogen und nur aus innerer Neigung dem Lehrerberufe den immerhin demselben nahe verwandten eines Pfarrers vorgezogen. Einige kurze achliche Fragen, die aber von warmer Teilnahme getragen waren zeigten Philipp sofort, daß er an dem Pfarrer einen treuen und verständigen Berater und eine zuverlässige Stütze haben werde und erfüllten ihn mit froher Zuversicht. Aber auch Oswald ge-

wann den jungen Mann schon nach kurzem Beisammensein lieb: und als letzterer, in Anbetracht des Samstags, dessen Pfarrhausfriede er auch nur auf die frühere ausdrückliche Einladung des Pfarrers hin unterbrochen, in schicklicher Weise Abschied nahm, lagen die Hände der beiden Männer länger ineinander, als die bloße Konvention es erforderte.

Erst als er aus dem Pfarrhaus trat, bemerkte Philipp, daß sein Magen auch Bedürfnisse hatte, und er trat in das stattliche braune Dorfwirtshaus, dessen glänzende Fensterreihe den Kirchplatz beherrschte. In Gedanken versunken und von dem Wunsche beherrscht, noch eine Zeitlang gleichsam incognito verweilen zu dürfen, widerstand er anfänglich den mehr oder minder geschickten Kreuz- und Querfragen der neugierigen Bärenwirtin über sein Woher und Wohin, bis ein Lächeln ihn verriet, als sie unvermittelt herausplakzte: „Am End' seid Ihr der neue Lehrer von Hinterforst?“ — „Ja, der bin ich!“ gab er schlicht zur Antwort. „Se nun, so kann man Euch Glück wünschen,“ fuhr die Wirtin mit einem zweideutigen Lächeln fort; „Ihr wäret der erste, der es dort nicht brauchte.“ Offenbar erwartete sie eine Gegenfrage. Als aber eine solche nicht erfolgte und sie nicht übel Lust bezeigte, von selbst mit mancherlei Enthüllungen herauszurücken, war es dem jungen Lehrer unbehaglich; er trank rasch aus und zahlte; als er schon die Flur betreten, tönte ihm noch das übliche „Kommt bald wieder!“ der enttäuschten Wirtin nach.

Als er durch das Dorf schritt, achtete niemand sonderlich auf ihn; man schien hier unten fremde Besuche schon eher gewohnt. An behäbigen Häusern mit sauber blinkenden Fenstern und trotz des tauigen Wetters rein gefegten Vorplätzen vorüber schritt er rüstig aus und befand sich bald außerhalb des Dorfbezirkes. Immer tiefer wurde nun der Weg; und als er so fürbaß schritt seiner neuen Lebensaufgabe entgegen, fielen ihm auf einmal einige Niederverse ein, ohne daß er zu sagen wußte warum, die er einst als Knabe gelernt und nach deren Takt er jetzt seine Schritte richtete:

Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch späterhin wird er zum Heil
Und endlich zum Entzücken.

Er wurde diese Worte nicht los, so hölzern ste jetzt seinem verfeinerten Geschmacke erschienen; immer wieder sumimte es in ihm, im Takt seiner Schritte: „Der Tugend Pfad . . .“ bis er darüber lächeln mußte. Was hatten diese Worte auch mit ihm zu schaffen? Daß er einem Rufe folgte, nach dem er sich so lange gesehnt, war doch keine besondere Tugend; und war auch der Weg steil, der ihn an seinen neuen Wirkungskreis führte, nun, um so höher war man ja da oben über all dem Dunst und Qualm der Ebenen und Städte, um so näher dem Himmel. Und was sollte seiner nun gar dort oben für ein Heil und Entzücken warten, als eben das, in junge Kindesherzen auszusäen den Samen des Guten und Wahren? — freilich eine Aufgabe, so hoch und heilig wie kaum eine andere, und des Schweißes der Edlen wert, auch wenn ihrer kein besonderer Lohn harrete!

Bei seinem Träumen hatte er nicht bemerkt, daß er die ersten Häuser seiner neuen Heimat schon erreicht

Erst durch ein Hin und Her von Kinderstimmen, deren Träger sich verborgen wähnen mochten, wurde er darauf aufmerksam. Aber schon hatte sein scharfes Auge die Gestalten bemerkt, die, hinter einer Scheunentüre sich drängend, ihn beobachteten. Scheinbar unbefangen maßigte er jedoch seine Schritte und konnte so, gerade im Vorübergehen, noch einige Worte auffangen. „Und ich sage dir, er ist's!“ — „Wer denn?“ — „Ach, nur der neue Schulmeister! Weißt, ich bin drum dabei gewesen, als er vor den Herren Schule halten mußte . . .“

„Nur der Schulmeister!“ Das Wort riß ihn aus allen seinen Träumen. So dachte man über ihn, so empfing man ihn! Wie körperliches Unbehagen schüttelte es ihn, und er wurde den Eindruck nicht los, als er das Haus betrat, das ihn für die nächste Zeit aufnahm, da die Wohnung im Schulhaus, durch seinen ledigen Vorgänger an Hausleute vermietet, noch nicht geräumt war. Schon unter der Schwelle trat ihm der Hausherr mit herzlichem Willkomm entgegen und führte ihn hinein in die trauliche Stube. Ratsherr Golber, so hieß sein freundlicher Wirt, war ein schon älterer Mann, der mit seiner ruhigen Gattin in friedlicher kinderloser Ehe lebte. Bei seinen Nachbarn mehr ge-

achtet als beliebt, hatte er auf den ersten Blick nichts Einnehmendes; aber jedermann kannte seine goldlaunere Gesinnung, seine warme Teilnahme, die sich hinter seiner Einförmigkeit verbarg, und seine nie ermüdende Wohltätigkeit. Zu dem allem kam noch eine nicht gewöhnliche Menschenkenntnis, die Frucht reicher Erfahrung. Als Vertreter seines Bezirkes im Ortschulrate hatte er schon beim ersten Bekanntwerden sich Philipps freundlich angenommen und nach dessen Wahl ihm brieflich sein Haus und seinen Tisch angetragen, welches Anerbieten der junge Lehrer natürlich dankbar angenommen.

Aber trotz der Behaglichkeit, die ihn in der leicht durchwärmten Stube umging und trotz der Freundlichkeit, mit der seine Gastgeber sich um ihn bemühten, blieb der junge Mann verstimmt und wortfarg. Als endlich die schickliche Stunde gekommen, stand er auf, bot den beiden Alten die Hand und begab sich in seine Kammer. Rasch war er angekleidet, aber den Schlaf fand er nicht jobald. Unruhig wälzte er sich auf seinem Lager hin und her. „Nur ein Schulmeister!“ tönte es in seinem Innern. Er gedachte der Ideale, für die er einst in seiner Jugend geschwärmt, als er noch glaubte, die ganze weite Welt sei offen nur für ihn; er dachte daran, wie dann später die Vorträge seines hochverehrten Direktors im Seminar ihm zwar manchen kindischen Traum zerstört, aber zugleich ihm eine reinere, heilige Begeisterung für seinen Lehrerberuf eingesflößt. Er gedachte der Vorsätze, die er noch vor wenig Stunden gefaßt. „Nur ein Schulmeister!“ so klang es immer wieder in ihm nach. Und nun erinnerte er sich an so manches, was ihm ein älterer Kollege eines Nachbardorfes, den er vor kurzem um einer Auskunft willen besucht, erzählt hatte über seine Vorgänger im Hinterforst. Alle ihre Gestalten tauchten nun vor ihm auf. Der letzte, sein unmittelbarer Vorgänger, — aber das war ja freilich unsäglich traurig, und es war besser, den Schleier darüber fallen zu lassen. Wie schwer, nach solchen Vorgängen das Vertrauen von Eltern und Kindern für den geschändeten Stand wieder zu gewinnen! Der Vorgänger im Lehramt war Bauer, Viehhändler, wer weiß noch was alles gewesen, nur kein Lehrer, und hatte deshalb darüber die Schule versäumt

und sich selbst finanziell ruinirt; gegenwärtig sollte er irgendwo in Amerika weilen. Der frühere, wie es schien, ungemein begabt, ja ein Genie, wußte keine Disziplin zu halten, und ergötzliche Geschichten über den Mutwillen der damaligen Hinterforster Jugend bildeten noch jetzt den eisernen Bestand in der Anekdotensammlung einiger älterer Lehrer, die sie an „zweiten Akten“ in Konferenzen vortrugen. Das Geschick hatte ihm dann ein reiches Mädchen aus dem gleichen Bezirk an den Hals geworfen, das, selbständig und allein stehend, ihn heiratete, mit ihm in die Universitätsstadt zog und nach einigen Jahren sich Frau Pfarrer nennen konnte. Und dann, vor diesem, war es eine lange, lange Periode gewesen, da ein und derselbe den Schulbafel über dem Buckel von Großvater, Vater und Sohn schwang — ein harmloser Ueberrest der guten alten Zeit, den Gutmütigkeit und einflußreiche Verwandtschaft im Amt gelassen, bis er, unter gerührter Teilnahme der ganzen Gemeinde, sein fünfzigstes Jubiläum feiern konnte; dann hatte er sich, in weißlicher Selbstverleugnung und mit Ehren überhäuft, zurückgezogen und war erst vor wenigen Jahren, hochbetagt, gestorben. An alles dieses dachte nun Philipp, und das Wort „Nur ein Schulmeister!“ schien ihm nun nicht mehr so verletzend, sondern begann, gute Vorsätze in ihm anzustacheln, diesen seinen Vorgängern nicht zu gleichen. „Ich will es ihnen zeigen, was ein rechter Meister der Schule vermag; ich will . . .“, so flüsterte er noch vor sich hin, als plötzlich Jugend und Müdigkeit den Sieg davontrugen über seine grübelnde Schlaflosigkeit, und tiefe, gleichmäßige Atemzüge einen gesunden Schlummer befundeten.

II. Kapitel.

Eine seltsame Begegnung.

Nicht allzu früh erwachte Philipp, rieb sich die Augen und mußte sich erst besinnen, wo er sich befinde. Durch die saubern weißen Gardinen schien die Sonne schon auf sein Bett. Er sprang

auf und eilte ans Fenster. Das Haus war, wie alle Häuser des Weilers, gegen Morgen gerichtet und stand deshalb in einem schiefen Winkel zur Straße. An einigen Fenstern seines Stübchens, dessen Morgenseite eine einzige Fensterreihe zu bilden schien, waren die Läden noch emporgezogen; Philipp, mit deren Mechanismus von Kind auf vertraut, zog den hölzernen Knebel heraus, der den Lederriemen festhielt; der Laden verschwand in seiner Versenkung, und voller strömte des Tages Licht herein. Schnell zog er sich nun an, machte sich fertig und eilte in die Stube hinab, wo ihn seine Gastgeber schon lange zu erwarten schienen. Bedachtsam, ohne viele unnütze Worte wurde das Frühstück eingenommen; dann stülpte der Hausherr den Kirchenhut auf, den ihm die Hausfrau zuvor mit einem weißen Taschentuch sorglich abgewischt, nahm von den Zurückbleibenden freundlichen Abschied, doch ohne ein Wort der Einladung oder des Mahnens an seinen jungen Freund, und lenkte seine Schritte dem Dorfe und der Kirche zu.

Auch Philipp hatte daran gedacht, den Gottesdienst zu besuchen. Der moralische Zwang, der einst die Seminaristen verpflichtet hatte, die Gottesdienste eines alten, langweiligen Pfarrers zu besuchen, hatte bei ihm zwar, gleich nach seinem Austritt, eine Art trotziger Gegenwirkung zur Folge gehabt, indem er monatelang geflissentlich von jedem Gottesdienste fernblieb. Aus einem andern Grunde widerstrebte es ihm, nun heute ebenfalls, gleichsam zur Parade, in die Kirche zu gehen. Er fürchtete sich, das Geflüster über sich ergehen zu lassen und der Fingerzeig einer nur halb andächtigen Gemeinde zu werden; noch mehr aber hatte er eine gewisse Scheu, scheinbar mit Absicht sich gleich an diesem ersten Sonntag dem Pfarrer als seinen Kirchengänger und sein getreues Schaf vorzustellen, trotzdem ihn verlangte, ein Kanzelwort des Mannes mitanzuhören, zu dem er schon jetzt Vertrauen gefaßt. So blieb er daheim; oder vielmehr, nach kurzem Verweilen in der Stube, verließ er dieselbe mit Stock und Hut, um seinen neuen Wohnort sich anzusehen. Schon nach wenigen Schritten konnte er die Wahrnehmung machen, daß er nicht allein zurückgeblieben. In Hofstatt, am Brunnen, um die Stall-

türen herrschte schier werktätliches Treiben. Auf den Balken an der Straße und vor den Häusern standen und saßen größere und kleinere Gruppen von Männern und Burschen, bereits die landesübliche, kurze, schwarze Pfeife im Munde, gemütlich qualmend und plaudernd.

Die Hinterforstler waren in der That nicht gerade die besten Kirchgänger. Das Geläute der Glocken drang nicht bis dorthin; die Kirche selbst war den Augen verborgen; so hielten sie sich denn in der Mehrzahl zu der unsichtbaren Kirche und vertrösteten sich zuweilen damit, daß man hier oben Gott und dem Himmel näher sei als anderswo. Im Weiterschreiten suchte der junge Lehrer sich einer der plaudernden Gruppen zu nähern, um ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen oder an dem ihrigen, das sie sehr zu fesseln schien, teilzunehmen. Sowie er aber auf etwa zwanzig Schritte nahe gekommen, waren sie zerstoßen. Nur etwa ein blaues Mäuschlein, das hinter einer Stalltür oder einem Scheunentor emporstieg, verriet den Lauscher dahinter. Verlegen schaute Philipp an den Häusern empor; auch da schien es leer und ausgestorben; doch da und dort bewegte sich ein weißes Vorkänglein wie von einem leisen Luftzug erfaßt, und zeigte, daß auch dort ein Lauscher oder lieber eine Lauscherin sich verbergen mochte. Es wurde Philipp unbehaglich, als begeben sich etwas Ungewohntes, als schreite er etwa in der Bergeslichkeit im Hemd durch die Straße. Jede Art von Heimlichtuerei war ihm gründlich zuwider, und so wandte er sich einem Pfade zu, der, bald die letzten Häuser des Wilers verlassend, ihn zu einer ausichtsreichen Höhe zu führen versprach.

Aber schon nach wenigen Schritten wurde seine Aufmerksamkeit durch ein sonderbares Etwas erregt. Von der scharfen Linie des Horizontes, gerade vor ihm, hob sich die Gestalt eines menschlichen Wesens ab, die durch eine bekannte optische Täuschung ins Uebermenschliche gewachsen schien und einem unruhig hin- und herflatternden Riesenvogel glich. Philipp beschleunigte seine Schritte und hatte bald das Ungetüm erreicht, das bei seiner Annäherung zu einem grauen, hagern Männlein zusammenschrumpfte, welches baupt, mit zerzausten, im Winde flatternden grauen Haaren auf

einem Grenzstein saß und mit lebhaften Gesticulationen nach einer bestimmten Richtung deutete, indem es dabei beharrlich der hier einzigartigen Aussicht den Rücken wies. Auch Philipp hatte fürs erste keinen Blick für das Landschaftsbild, das sich vor ihm entrollte; unwillkürlich folgte er der Richtung, nach der die unaufhörlichen Bewegungen des Männleins, das dieselben mit allerlei Ausrufen und Verwünschungen begleitete, deuteten. Da sah er, was ihm zuvor die Ecke des Waldes verdeckt, daselbst ein einsam liegendes stattliches Gehöft; und nun vermochte er sich aus seinen Knabenjahren auch an seinen Namen zu erinnern: es war der Geierhof. An schönen Sonntagnachmittagen des Sommers wurde er von jeher gerne von fröhlichen Wanderern aufgesucht, die eine wundervolle Aussicht und einen nicht weniger wundervollen Tropfen zu schätzen wußten. Seine Streifzüge hatten auch ihn schon öfter hier herauf geführt. Er erinnerte sich aber auch, daß an Wochentagen das alsdann düster und verschlossen daliegende Haus meist mit einer gewissen Scheu gemieden wurde, ohne daß er gewußt hätte, warum.

Das Männlein bemerkte den Näher tretenden nicht sogleich, sondern fuhr fort, zu gesticuliren und zu schwätzen. Als aber Philipp dicht vor ihm stand, zuckte es zusammen und mühte sich sichtlich, den Rest seiner Rede, der ihm noch in der Kehle stecken mochte, hinunterzuschlucken, indem es schier demütig zu dem jungen Mann empor sah. Wie er so da stand, bot der Kleine in der That einen seltsam-lächerlichen Anblick. Der graue Kopf mit den wirren Haaren und den aschgrauen, eingefallenen Wangen steckte in einem bis zu den Ohren ragenden Vatermörder, um den, wohl als Sonntagsschmuck, eine in altväterischer Weise geknüpft grüne Halsbinde geschlungen war. Eine Weste besaß der Mann nicht; ein grobleinenes Hemd, ein paar Hosen, deren Schnitt auch auf alte Zeiten schließen ließ, und ein Paar Holzschuhe, in denen die unbekleideten Füße steckten, vollendeten seinen Anzug, dessen Zusammenhalt einige festgeknapfte Schnüre bewirkten. Zum Glücke wehte der Föhn und verbreitete eine fast sommerliche Schwüle, obwohl gerade hier oben die Schneeflecken noch häufiger waren als unten.

„Was treibt Ihr denn da?“ redete Philipp das Männlein an.

Einen Augenblick schien dieses Lust zu haben, zu fliehen; aber es war, als ob eine geheime Macht es hier festhielte. So erwiderte es denn, freilich nur so von der Seite und ohne den Besucher anzublicken, mit einem etwas mißtrauisch, ja sogar feindselig klingenden Ton:

„Ich denke, ich habe das gleiche Recht wie Ihr, hier zu sein . . . und vielleicht noch mehr!“ Aber als bereute er schon, zu viel gesagt zu haben, verstummte der Mann plötzlich und sah starr vor sich nieder.

„Wie meint Ihr denn das?“ fragte, aufmerksam geworden, Philipp weiter, „die Aussicht kann es doch nicht sein, die Euch hieher gelockt, da Ihr derselben so beharrlich den Rücken kehrt!“

Einen Augenblick schwieg das Männlein, das sich indes auf seinem Sitze etwas umgedreht, um den Unbekannten, der mit ihm sprach, besser mustern zu können. Seine Züge erhellten sich immer mehr; ein Etwas an dem jungen Manne, über das es sich wohl selbst nicht Rechenschaft gab, gefiel ihm offenbar; zudem mußte das Männlein von einem unüberwindbaren Mitteilungstrieb befeelt sein, denn es brach sein Schweigen indem es zu Philipps Erstaunen begann:

„Ach hätte mehr Recht, hier zu sein, als Ihr, habe ich vorhin gesagt; Ihr müßt es mir nicht übel nehmen und auch nicht so wörtlich verstehen: das ist ja alles längst vorbei. Aber einst gab es eine Zeit, wo ich wohl so sprechen konnte, Herr, wo dieser Grund und Boden mir gehörte, auf dem wir stehen, ja noch mehr, dieser ganze Abhang hier, jener Wald dort, jene Weide dahinten, jenes Haus . . .“ er deutete auf den Geierhof, und jetzt bin ich zum Bettler geworden; es ist alles, alles verloren!“

Während der Unglückliche eine zeitlang wieder schwieg, in stummen Schmerz versunken, ließ sich Philipp neben dem Grenzstein nieder auf den vom Föhn getrockneten gelblichen Rasen, sein Gesicht der Aussicht zugewandt. Er kannte die Aussicht vom Rüttihubel — so hieß die Anhöhe, auf der er sich befand — schon von früher her; heute aber schien sie ihm geradezu überwältigend.

Da unten lag der See; der Föhn, der auch durchs Thal strich, mußte dort noch viel heftiger wehen als hier oben; denn weiße Wellenkämme bedecken seine tiefgrüne Oberfläche; selbst aus solcher Höhe noch wahrnehmbar, wie sie, aufgeschreckten Wildschwänen gleich, dem Ufer zujagten und im Ried sich verloren. In unbeschreiblicher Klarheit dehnte sich das gegenüberliegende Land vor seinen Blicken aus, jede Bucht der sanft geogenen Ufer war erkennbar, und dahinter reihte sich Dorf an Dorf und Weiler an Weiler, bis die blaue Linie des fernen Waldgebirges den Horizont abschloß. Zeigte so der Blick nach Norden das schöne Bild einer vom See belebten Landschaft, so setzte im Osten das Gebirge das Gemälde fort; eine Kette hinter die andere geschoben erhob sich, Gipfel an Gipfel; in scheinbarem Wirrwar die Berge jenseits des Stromes, von sanfterer Linie und ungefährlicherer Höhe als diesseits, doch im frischen blendenden Schnee des Frühjahrs einer gewissen wilden Schönheit nicht entbehrend. Aber auch die unserm Philipp von Kind auf vertrautern Berge der engern Heimat tauchten noch am Horizonte auf und schlossen mit ihren jedem Kinde des Landes eingepprägten, ausdrucksvollen Linien im Süden und Westen das Rundgemälde ab. Während aber gegen den See das Land ziemlich jäh abfiel, schoben sich zwischen dem Standpunkte des Beschauers und dem den Horizont begrenzenden Gebirge eine Menge malerisch hintereinander gelagerter Höhenzüge, bald mit Wald oder Weide überdeckt, bald mit blinkenden Häusern übersät, ein jeder je nach seiner Entfernung in eine besonders sich abtönende Atmosphäre getaucht. Es war ein Bild, das auch bei stundenlanger Betrachtung noch stets neue Schönheiten aufwies.

Aber ebenso sehr oder noch mehr als die entzückende Aussicht vor ihm jesselte und bewegte Philipp in diesem Agerblick das räthselvolle Menschengeschick, das die Worte des Unbekannten soeben angedeutet. Worin mochte daselbe bestanden haben, wie war es gekommen, daß . . .

„Wie es gekommen?“ hub nun das graue Männlein selbst wieder an. Hatte Philipp sich verraten, indem er halblaut sprach, was er nur zu denken wähnte, oder begegneten sich ihre Ge-

danken in den gleichen Kreisen, und war die gesprochene Frage das unbewusste Echo jener, die er sich selbst gestellt? Es blieb dem jungen Lehrer keine Zeit, lange darüber nachzugrübeln. „Wie es gekommen?“ wiederholte das Männlein. „Weiß ich's denn selber? Mir ist, als wär es nur ein langer wüster Traum gewesen! Den „tollen Franz“ nennen mich die Leute seither; und es muß ja wohl nicht ganz richtig sein mit mir; ich hab's selbst gespürt, wie etwas in mir zerriß, als man mir noch . . . zu guter Letzt, ja, ja, . . . so sagen ja die Leute wohl, wenn dem Teufel auch noch das Letzte gelungen . . . als man mir noch mein Weib hinabtrug auf den Gottesacker. Freilich, ihr ist's gut gegangen, der Anna; das Herz mußte ihr ja brechen, als es galt zu scheiden von dem, an dem man mit allen Lebensfasern einst gehangen, Stück für Stück abzubrechen von dem, was mit uns verwachsen ist von Kindheit an, davongejagt zu werden von der Stätte, die einst unsere Heimat gewesen. Dort vor meiner Hütte“ — und er zeigte in eine Rinne, wo zwischen den Bach und Felsen gedrängt, am letzteren klebend, eine hölzerne Hütte sichtbar wurde, eher einem Stall oder einer Scheune gleichend denn einer menschlichen Behausung — „dort vor meiner Hütte stand sie nachher oft und blickte zum Geierhof hinauf und stöhnte dabei so eigen, daß mir angst ward und ich mir Vorwürfe machte, ich hätte doch weiter sollen ziehen, ganz fort, in andere Gegenden, zu andern Menschen! Aber sie hat's so gewollt, sie könne sich nicht trennen von dieser Stätte — und doch ist ihr darüber das Herz gebrochen. Und dabei keinen Vorwurf, kein Sterbenswürtlein; nur so tieftraurig hat sie mich angesehen, und den gleichen Blick hatte sie noch, als man sie aus dem Wasser zog, Sie sei mit dem Brett abgerutscht, als der Bach so geschwollen war von der heftigen Schneeschmelze in jenem Frühjahr, so sagten die Leute, und es war richtig, das Brett war weiter unten und wurde später aufgefischt; aber den Zettel, den ich auf dem Tisch in meiner Kammer fand, den hat auch keiner gelesen außer mir . . .!“

„Da zerriß etwas in mir; äußerlich blieb ich noch der Gleiche, wenigstens noch eine Zeit lang, aber da drin in der

Brust, und hier“ — er tippte auf den Kopf — „war's nicht mehr so ganz wie früher. Und dann haben mir die Buben auf der Straße nachgerufen: „Toller Franz, toller Franz“, bis ich merken mußte, es gehe mich an, und bis ich es ihnen zuletzt selber glaubte. Und es ginge ja soweit alles gut, wenn nur das Toggeli nicht wäre!“

„Hat der Herr auch schon vom Toggeli gehört? Nun seht, das Toggeli war mein Unglück! Nicht nur meins. Die Häuser da unten, jedes hat sein Toggeli! Gesehn hat's noch keiner, aber wo es hinkommt, da merkt man's bald!“

„Das ist ein Blutsauger, Herr, Ihr glaubt's nicht! Nicht nur in der Nacht, nein, auch am Tag. Das Toggeli sitzt dem Weber im Nacken, wenn er am muntersten sein Schiffchen hin- und herfliegen läßt; es begleitet den Bauer in den Stall, wenn er vor seinen Rühen steht; es sitzt auf dem Dach, wenn der Häuserjude kommt: und der Weberlohn ist dahin, ehe er ausbezahlt ist; die Rühe wandern auf den Markt, ehe sie recht Milch gegeben; das Haus ist verkauft, ehe es recht bewohnt worden. Wo das Toggeli sich einmal eingenistet, da gibt's nur einen Gedanken, der; martert das Gehirn und quält den Menschen schier zu Tod, und der heißt: Geld, Geld, bares Geld um jeden Preis; und sollt' ich mir Haus und Hof, ja selbst das Hemd verkaufen vom Leib! Und wenn dann das Geld da ist, das schöne runde blinkende Geld, was dann? Ha, ha!“ und seine grauen Augen funkelten, und wieder ballte er die Faust wider den Geierhof „dann nimmt's eben das Toggeli, daß Ihr's wißt; und keiner sieht's mehr. Wißt, es hat eben einen großmächtigen Schlund und ist schier unersättlich; es frißt Häuser, Wiesen, Wälder, Scheunen, Menschen, Geld Gut und Ehre und gibt nichts wieder heraus, hört Ihr, gar nichts. Oder vielmehr, es läßt vielleicht einmal etwas von seinem Geißer fallen, das blinkt dann wie eitel Gold und ist doch nur eitel Schaum; und dann fallen die Leute darüber her und schreien: Gebt ihm noch mehr! Gebt ihm noch mehr! Aber das andere behält es und ruht nicht mit Schnauben, bis es nichts mehr findet! Und dann noch setzt es sich dir auf die

Brust und schnürt dir den Hals zu, daß du ihm gerne dein Herzblut geben würdest, damit es dich nur in Ruhe lasse."

„Auch mich hat das Toggeli dran gekriegt; und wir waren doch so glücklich, dort droben im Geierhoi, meine Anna und ich! Aber da kam der Versucher; spaßweis natürlich, so geht's ja immer am Anfang. Ob ich nicht auch wollt' mein Glück versuchen, und hält mir einen von den verfluchten Zetteln unter die Nase, wo so dicke, fette, lange Zahlen stehn, so lang, daß kein Mensch sie recht lesen kann. Was meinst, Frau? sagte ich halb im Spaß und halb im Ernst — denn des Nachbars Acker stach uns schon lang in die Augen. Probier's, lachte sie. Na, dann aber gleich recht, dacht' ich, und es war schon ein ordentliches Süm্মchen, das ich gleich das erste Mal dem Toggeli in den Rachen warf. Und dann bekam ich schöne Papierchen, mit prächtigen Verheißungen von „Glück und Gottes Segen“ — und von jener Stunde an hatte mich das Toggeli und verließ mich nicht mehr. Diesmal wär's noch nichts! hieß es nach jedem neuen Termin, aber da hätte ich wieder Gelegenheit, mich zu beteiligen; es sei keine Gefahr dabei, wohl aber ein ungeheurer Gewinn! Und ich glaubte es jedesmal, so lange bis uns das Toggeli von Haus und Hof vertrieben. Wißt Ihr, wo es haust? fuhr der tolle Franz auf einmal mit erhobener Stimme fort. Dort drüben im Geierhof hat es sein Hauptquartier, vor dort streckt es seine Arme aus, von dort —!“ und drohend schüttelte er seinen Arm in jener Richtung.

Da trat aus dem Gehölz ein Mann, der wohl schon eine Weile daselbst gestanden haben mochte und einen Teil des laut und immer lauter geführten Gespräches mit angehört hatte. Denn nun eilte er mit beschleunigten Schritten gerade auf den tollen Franz zu. Kaum aber hatte ihn dieser erblickt, als er in ein ohnmächtiges Wutgeschrei ausbrach, sich aufrichtete und, die krampfhaft gefallten Hände gegen den Ankömmling wie beschwörend ausgestreckt, rief: „Der Kaiser, der Kaiser!“ Dann verschwand er mit einer Behendigkeit, die Philipp dem alten Manne nie zgetraut hätte, in der Runse, die zu seiner Behausung hinabführte.

„Wird Euch wieder verrücktes Zeug vorgeschwaht haben, der

tolle Franz!" Mit diesen Worten begrüßte der Ankömmling, der inzwischen seinen Schritt gemäßigt hatte, unsern Philipp. Und ehe dieser Zeit zur Antwort gefunden, war auch jener schier lautlos an ihm vorübergeglitten und fand sich bereits außer Hörweite. Nachdenklich folgte ihm Philipp auf dem Pfad, der zum Weiler hinabführte, entschlossen, über jene seltsame Begegnung mit dem „tollen Franz“ von Golder, der hier jedenfalls Bescheid wußte, sich weitere Aufklärung zu erbitten.

III. Kapitel.

Der Dorfkaiser.

Mehrere Wochen waren über das Land hingegangen, seit Philipp, der junge Schulmeister, seinen Einzug gehalten im Hinterforst. Im Schulhaus standen an diesem sonnigen Aprilmittag alle Fenster offen, und weithin war die frische ruhige Stimme des jungen Lehrers, nur etwa unterbrochen durch den eintönigen Chorus der antwortenden Kinder, vernehmbar. Dann verkündeten vier Schläge an der Schuluhr den Schluß der Schule. Die Treppe des Schulhauses füllte sich für einen Augenblick mit sich stehenden und drängenden Kindern, Buben und Mädchen, die aber sofort nach allen Richtungen verflohen. Kurz darauf verkündete das weithin hallende, etwas grelle Schulglöcklein, das zu läuten dem Lehrer pflichtgemäß oblag, allen Bewohnern des Bezirks, daß die willkommenene Vesperzeit da sei. Seine Töne drangen auch zum Geierhof hinauf. Aus dem schattigen Vordach desselben trat eine schlanke Mädchengestalt; mit einer Hand die Augen schützend, spähte das Mädchen zum Weiler hinab, obwohl die Entfernung zu groß war, als daß man jemand hätte erkennen können. Die Töne mußten eine absonderliche Wirkung auf sie ausüben; denn eine verräterische Blutwelle rötete die sonst eher bleiche Stirne der Jungfrau unter dem feingekräuselten Haar, und

verwirrt wollte sie schon den Rückweg antreten, als von der Schwelle des Hauses eine dröhnende Stimme sie rief:

„He, Hedwig, wo steckst Du denn wieder?“

„Ich komme, Vetter; was wollt Ihr?“

„Geh' in die Nebenkammer; aber hänge vorher den Laden gegen die Stube ein; sie kommen heut Abend. Nichte uns etwas an die Gabel und hol' eine Flasche vom zweijährigen Spezial. Aber flink; da kommt ja schon der Hausierer!“

In der That betrat der so Bezeichnete in diesem Augenblick den Hof, und nachdem er sich schein vorerst umgesehen, nahte er dem Besitzer des Geierhofes mit vielen Bücklingen und unter allerlei Scharwenzeln. Es war ein kleiner untersehter Hausierer, mit rotem bartlosem Gesicht; unter den buschigen Augenbrauen guckten pffiffige wasserblaue kindliche Neuglein hervor. Auf der Schulter trug er einen mit Wachstuch überzogenen Korb, den er beim Eintritt ins Haus gleich in der Küche abstellte. Den Kopf bedeckte eine in allen Farben schimmernde, abgegriffene Tellerkappe. Der etwas schäbige Rock schien seinem Besitzer zu eng zu sein, und zeigte in der Nähe der Brusttasche eine sonderbare Wölbung. Das Gierentümlichste an dem Männlein aber war sein wunderbares Mienenspiel, das in wenigen Augenblicken die ganze Tonleiter menschlicher Empfindungen wiedergeben konnte. In diesem Augenblick trug sein Gesicht das Gepräge selbstbewußter Demut, vermischt mit einer guten Dosis Schlaueit.

Der Geierwirt führte den Angekommenen in jene Nebenkammer, die von der Wirtsstube durch einen festen Laden getrennt war, welcher nach Belieben aufgezogen werden konnte, so daß beide Zimmer einen Raum zu bilden schienen, jetzt aber heruntergelassen war. Ueber den mit einer Schieferplatte bedeckten Tisch war ein rotblaufarrirtes Tuch gebreitet, auf dem der blinkende Rotwein, drei saubere Gläser, weißes Brot und ein Teller mit verschiedenen Wurstsorten und sauberen Messern in der That sehr einladend aussahen.

Nicht lange mußten die Beiden warten, als von Hedwig geführt der erwartete Dritte in das niedrige Gemach trat, dessen Decke er beinahe berührte. Heinrich, so wurde er von den beiden

andern begrüßt — die Leute kannten ihn nur unter dem Namen der lange Heinrich — war das gerade Gegenteil seines würdigen Genossen, des Hausiersepp. Seine stets sich gleichbleibenden, etwas in die Länge gezogenen Gesichtszüge erschienen wie in Erz gegossen; nur die tiefliegenden Augen hatten etwas Lauerndes angenommen. Seine lange, hagere, knochige Gestalt war mit einem schwarzen, da und dort etwas glänzend und fadenscheinig gewordenen Tuchrock behangen, der offenbar einst bessere Tage gesehen. Den steifen, schwarzen Hut, der wohl mit dem Rock gemeinsam die Wechselfälle des Geschickes durchgemacht, hatte er schon beim Eintritt abgenommen und die Ecke des Tisches, auf den er ihn sorglich legte, mit der Hand zuvor abgewischt. Obwohl nicht viel jünger als der Hausiersepp, unter dessen Tellerkappe sich ein Wust grauer Haare hervordrängte, bedeckte das Haupt des langen Heinrich zwar spärliches, aber straffes, glattanliegendes, noch ganz schwarzes Haar. Während die Lebensgeschichte des Hausiersepps so ziemlich im Dunkeln lag, oder vielmehr derselbe zu jenen Leuten gehörte, die gleichsam den unveränderten Besitzstand zweier Generationen bilden und die anders gekannt zu haben sich fast niemand erinnert, hatte der lange Heinrich schon eine ziemliche Vergangenheit hinter sich. Einst war er ein wohlhabender Bauer gewesen, der in einer entfernteren Gemeinde desselben Ländchens auf seinem väterlichen Gute saß. Aber von seinem Vater hatte er auch dessen unbeugsamen starren Kopf und trohigen rechthaberischen Sinn geerbt. Das zeigte sich denn auch bald anlässlich eines anfänglich unbedeutenden Rechtsstreites, der sich auf Grund einer Grenzunsicherheit mit seinem Nachbarn angesponnen, und der sich, Dank der umsichtigen Nachgiebigkeit jenes, schon in erster Instanz zu Gunsten Heinrichs entschieden hatte. Das Hauptbeweismittel hiebei war eine alte Urkunde im Besitze Heinrichs gewesen. Da glaubte nun der Anwalt Heinrichs, über den raschen Ausgang der Sache nicht gerade erbaut, aus eben dieser Urkunde noch viel weitergehende Ansprüche Heinrichs herauslesen zu können und überredete bald ohne Mühe seinen Klienten, darauf gestützt vor Gericht neue Anforderungen zu erheben. Sein Gegner aber, der sich diesmal in seinem guten

Rechte angegriffen fühlte, wurde auf einmal wachsam und zäh, nahm sich seinerseits einen geschickten Anwalt, und ein langwieriger Prozeß begann, an dem Heinrich anfänglich nur mäßiges Interesse nahm; da er, wie er wähnte, nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen hatte während freilich für seinen Widerpart alles auf dem Spiele stand. Inzwischen wuchsen aber die Kosten auf beiden Seiten beträchtlich an, und Heinrich begann, trotz der zuversichtlichen Stimmung seines Advokaten, zu fürchten. Von da an nahm er nun regeren Anteil an den Verhandlungen; gespannt verfolgte er den Gang derselben von Termin zu Termin, und da das Gesetz ihm das Recht verlieh, seine Sache selbst, ohne Beistand zu verteidigen, trat er auch mehrmals vor den Schranken als sein eigener Anwalt auf, und zwar, wie ihm schien, nicht ohne Glück, da ihm die Natur die Gabe einer gewissen Beredsamkeit verliehen. Bald lebte er nur in seinem Prozeß und für seinen Prozeß und vernachlässigte sein Gut, so daß es in kurzer Zeit bedeutend herunterkam. Als endlich der letzte Termin gekommen und das Endurteil gesprochen wurde, lautete dasselbe zu Ungunsten Heinrichs. Zudem wurde er in sämtliche Unkosten verurteilt, die namentlich Dank der Advokatenrechnungen zu einer beträchtlichen Höhe angeschwollen waren. Sein Gut kam unter den Hammer, und bei der Gant erstand es um einen Spottpreis eben jener Nachbar, dem er das seine hatte rauben wollen. Heimatlos, mit tiefinnerm Groll gegen Gott und Menschen, zog Heinrich mit den spärlichen Ueberresten seines Vermögens nach Hubelwies und nahm seinen Wohnsitz im Hinterforst. Die Notwendigkeit, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, aber auch ein während des Prozessirens großgewachsener Hang trieb ihn, sich der Winkeladvokatur zu widmen, und bald fehlte es dem Manne bei den händelsüchtigen Hinterforstlern, aber auch in der weitem Umgebung nicht an Arbeit. Mit einem äußerlich ehrbaren und gewichtigen Auftreten, das er aus seiner früheren Zeit sich bewahrt, verband er in Wälde jene raffinierte Schlaueit, die bald alle Ecken und Winkelzüge des Gesetzes kennt, und eine kalte Rücksichtslosigkeit, die seine Gegnerschaft bald ebenso gefürchtet machte, wie seinen Beistand begehrt. Dabei aber sank

er immer tiefer, weil er aus Haß gegen das vermeintlich an ihm begangene Unrecht, nun mit Vorliebe gerade der zweifelhaftesten und zweideutigsten Geschäfte sich annahm und dabei in der Wahl seiner Mittel nichts weniger als wählerisch verfuhr. Den Segen eines geordneten Familienlebens kannte er auch nicht, da er zeit- lebens unvermählt geblieben. Wie es hieß, hatte er eine Jugendliebe gehabt, um die er einst aufrichtig geworben. Da es aber jener im Grunde nur um seinen schönen Hof zu tun gewesen, hatte sie sich nach dem Ausgang jenes unglückseligen Prozesses von ihm gewandt und bald darauf einen anderen geheiratet.

Dergestalt waren also die beiden Männer, die beim Wirt zum Geierhof sich eingefunden zu heimlichem Treiben. Der Geierwirt selbst, Balthasar Steiner mit Namen, von seinen Vertrauten nur der schwarze Balz genannt, war offenbar das geistige Haupt der kleinen Gesellschaft. Wir haben seine Bekanntschaft schon einmal flüchtig gemacht, bei jener seltsamen Begegnung auf dem Rütihubel, jetzt aber haben wir Muße, ihn uns genauer anzusehen. Er war von mittelgroßer Gestalt und unterfertigtem Körperbau. Dichtes, schon ergrautes Haar bedeckte den scharfgeschneidnen Kopf; über einer etwas zu stark gebogenen Adlernase funkelten zwei unstete Augen in unheimlichem gelblichgrünem Glanz, die Augen einer Katze, die auf eine Beute lauert. Er gehörte zu denen, denen man auch tags an einsamer Stelle nicht gerne begegnen würde, ohne sich Rechenschaft geben zu können, warum. Offenbar war er auch ein gewandter Jäger. Nicht nur waren Wände und Simse der geräumigen Wirtsstube mit Trophäen seines Jagdglückes, meist Raubvögeln aller Art, geschmückt, sondern auch hier in der Nebenkammer hing Waffe an Waffe vom alten Steinschloß bis zum neuesten Modell, während Schießdiplome und Erinnerungen an Schützenfeste aus fast allen Hauptstädten des Landes hier den Wandschmuck bildeten. In der geräumigen Hausflur aber schwebte, schon dem Eintretenden bemerkbar gleichsam als das eigentliche Wahrzeichen des Hauses, mit weitgeklappten Flügeln ein gewaltiger Lämmergeier, in seinen Klauen ein ausgestopftes junges Lamm tragend, an dem der Ausstopfende sogar das Blut nachgebildet, das aus den Krallen-

öffnungen drang. Der blecherne Namensvetter draußen, der auf seinem Postament mit zusammengeschlagenen Flügeln trübselig über der Haustüre hochte, hatte ein weit zameres Aussehen als dieser ausgestopfte, den der Geierwirt wohl selbst erlegt haben mochte.

Die Gläser wurden gefüllt; schweigend fließen die Männer an, ehe sie tranken. Dann brach der Geierwirt als der Erste das Schweigen.

„Nun, Hausiersepp, was wißt Ihr Neues?“

Gespannt blickten die beiden Andern auf den Angeredeten, während dieser seinen Rock aufnestelte und aus der Brusttasche ein umfangreiches, vom vielen Gebrauch schmierig gewordenes Portefeuille hervorzog. Ein Haufen Papiere fiel auf den Tisch, als er öffnete: kleinere und größere Zettel, vielfach mit buntem Druck oder mit großen Reihen von Zahlen bedeckt. Endlich hatte der Hausiersepp die Seite in seinem Buche gefunden, nach der er suchte; und indem seine Stimme zum Flüsterton herabsank, begann er seine Mitteilungen. „Des Franzseppenbub hat angebissen; zwar wenig nur das erste Mal, aber sein Schatz hat gern Geschenke und wird ihm keine Ruhe lassen. Bei der Müti-bäuerin gewesen; sie hat mich in die Kammer genommen, weil es der Mann nicht sehen sollte; sie wollte dasmal nicht spielen, sondern Geld haben, weil sie das Milchgeld dem Manne vorrechnen soll; machte 200 Franken; hier ist der Schein, zur Vorsicht stehen 300 drauf. Hab' ihr gesagt, sie solle derweil das Andere nur bei uns stehen lassen; kommen ihre Nummern heraus, so bekomme sie's ja 10- und 100fach, und dann komm' es auf jene lumpigen 100 Franken nicht an. Die Frau ist uns gut; im schlimmsten Fall erfährt's der Mann, schimpft und wettert und zahlt schon um des Skandals willen; also der Schein ist gut. Natürlich habe ich den üblichen Zins berechnet; ich werde wohl meine 30 Franken Provision verdient haben?“ sagte er mit fragendem Ausblick zum Geierwirt. „Weiter!“ antwortete dieser ungeduldig. „Da ist der Kreuzhösler; der Termin ist fällig auf das türkische Loos und er kann seinen Anteil nicht bezahlen. Da soll man immer bezahlen und nie etwas ziehn!

schimpfte er, als wir vor seinem Stöcklein standen. Ich darauf: Wenn Ihr jetzt die lumpigen 250 Fränklein nicht zahlt; verliert Ihr Euern ganzen Anteil!" Darauf kratzt er sich im Haar: ob ich seine Gelbe als Pfand nehmen und es für ihn auslegen wolle? Ich: ich sei arm und sei halt auch kein Viehhändler; er solle verkaufen. Er: wenn er sie jetzt verkaufe, verliere er wenigstens fünf Napoleon daran. Ich: Da könne ich nicht helfen. Er versprach mir, sie heute auf den Markt zu führen, bis Morgen früh sollte ich dann das Geld haben. — Beim Schuster ruft mich der Lehrbub herein: der Meister sei fort; er und sein Kamerad hätten schon lang einmal spielen wollen, sie hätten freilich nur einen Franken zusammen, aber man könne ja schon viel damit gewinnen. Welche Nummer ich ihm raten würde? — Gelt, Ihr laßt mir das kleine Privatgeschäftchen!" hüftelte hier blinzelnnd der Hausierersepp zum Geierwirt hinüber. „Endlich,“ fuhr er fort, „aber Ihr werdet es mir wohl kaum glauben, sogar eine Fromme hab' ich drangekriegt: Kürschners Babette im Dorf. Als ich mit meinem Hausierkorb in den Laden kam, um frische Ware zu holen, winkte sie mir verstohlen auf die Seite, und während wir uns mit Eiben und Faden zu schaffen machten, flüsterte sie mir zu: Hört, ich weiß wohl, daß Ihr ein Kollekter seid, und Ihr treibt eigentlich ein gottloses Handwerk, und ich würde mir nie mit Euch zu schaffen machen, nein, nie; aber seht, da hab' ich dreimal hintereinander geträumt und zwar ganz deutlich jedesmal die Nummer 13, und Träume kommen doch vom lieben Gott, und da wäre es eine Sünde, nicht davon Gebrauch zu machen. Spricht's und langt aus dem Sack in ein Papierchen gewickeltes Gold hervor. Da, setzt das auf die Nummer 13, und wenn's gelingt, sollt Ihr auch Euern Teil davon haben! Damit schob sie mich wieder in den Laden hinein!"

„Und nun, wie viel habt Ihr stehn?“ fragte, die Stirne runzelnd ob dem langen Geschwätz, der Geierwirt.

„Nur Geduld, Kaiser, laßt mich erst rechnen.“ Hastig adirte der Hausierer Zahl um Zahl und gab dann endlich Bescheid: „Auf den nächsten Ziehungstag stehn bei mir im ganzen

2712 Franken, davon 75 % einbezahlt, bleiben stehen 678 Franken; im Falle wir noch einen Treffer machen oder gar mehrere, machen wir ein feines Geschäft!" Und das Männlein klopfte sich mit vergnüglichem Lächeln auf die Kniee.

„Und wie steht's nun mit der letzten Ziehung?“ wandte sich der Geierwirt an den Advokaten. „Wenn Ihr die Liste von „drüben mitgebracht, so könnten wir grad vergleichen.“

Die Liste war da, und es begann ein Gemurmel; hastig wurde Zahl um Zahl abgelesen und verglichen, bis plötzlich das Männlein zuerst auf den Tisch klopfte und rief: „Da ist's, 476, kein Irrtum, freilich nur lumpige 100 Gulden; wer ist's? Richtig, dacht' es mir schon bei der Zahl, des Schreinerpeters Witwe im Riedhäuschen, die mit den fünf Unerwachsenen; der werden die fünfzig Gulden, die sie abkriegt, gut tun. Der Himmel hat wieder einmal ein Einsehen gehabt! Aber — seht doch mal nach, ob sie Euch nichts schuldet?“ Nach kurzem Suchen im Schreibpult warf der Geierwirt dem Kleinen ein schmutziges zerknittertes Papier zu, das dieser las: „Vorgestreckt beim Tode des Mannes 100 Franken; bei der kurz darauf folgenden Kindbett 30 Franken — Ihr wißt, das Kind ist dann gestorben, und es kostete erst noch einen Sarg; macht mit Zins“ — der Hausierer rechnete — „und Zinseszins“ — er rechnete weiter — 's ist eben schon ziemlich lange her, also 186 Franken 70 Rappen; da ist sie uns ja noch immer ein hübsches Sümmchen schuldig!“

In diesem Augenblick wurden Stimmen laut in der Wirtsstube nebenan. Stühle wurden drüben gerückt; die Männer in der Nebenkammer aber räumten ihre Papiere eiligst zusammen; die beiden Kollekter verschwanden, ohne Abschied zu nehmen, geräuschlos zur hinteren Türe hinaus, während der Geierwirt die Verbindungstüre öffnete und mit unbefangener Miene, die Türe sorgfältig wieder hinter sich schließend, seine Gäste begrüßte. „War mir doch, als hätte ich eben Stimmen gehört da drüben!“ sagte der eine derselben, ein jüngerer, etwas lärmender Viehhändler. Schon wollte der Geierwirt etwas erwidern, da polterte die Treppe herauf und trat schweren Schrittes, unter seinem Korb leuchtend

(den er, wie wir wissen, beim Kommen in einen Winkel der Küche abgestellt hatte) ein: der Hausierersepp und frug, indem er mit einem großen Tuch sich den Schweiß abwischte, ob der Geierwirt heute nichts brauche? Dann wolle er, wenn er nichts dagegen habe, hier ein wenig rasten; der Aufstieg sei gar streng gewesen!

IV. Kapitel.

„Leiden und Freuden eines Schulmeisters“.

Auf einer Bank vor dem Schulhaus saß nach beendeter Schulzeit Philipp, den Tag überdenkend, der hinter ihm lag. Die ihm anvertraute Schule war zwar nur eine Halbtagschule, das heißt, der Schüler besuchte dieselbe fünf, wenn es hoch kam, sechs halbe Tage in der Woche; aber der Lehrer hatte seine wohl-gemessenen 36 Stunden und seine Arbeit war um so anstrengender, als die Schule von Hinterforst alle Klassen umfaßte. Dafür war aber Philipp in seinem kleinen Reich unumschränkter Herr und Gebieter, ja ein kleiner König, besonders seit er den freundlichen Kostort bei Golder verlassen, die Wohnung im Schulhause bezogen hatte. Eine ältere Frau, die Schwiegermutter einer in der Nähe wohnenden Verwandten, die auch er bei seinen frühern Besuchen daselbst „Mutter“ genannt, war mit ihrem ältlichen Hausrat zu ihm gezogen, „um nicht Miete für ihre Möbel bezahlen zu müssen“, nachdem die wachsende Kinderzahl sie des Raumes wegen aus dem Hause des Sohnes verdrängt. Die spärlichen Schulbesuche der einzelnen Schulkollegen, die meist gerade so lange dauerten, daß sie mit Anstand ihre Namen in das aufliegende Kontrollbuch einzeichnen durften, wodurch sie wieder für eine Zeit lang der drohenden Buße ledig wurden, raubten ihm keineswegs das frohe Gefühl, sein eigener Herr und Meister zu

sein. Denn kein einziger derselben, wohl aus Gründen, erlaubte sich in der Schule selbst sachgemäße Bemerkungen, wohl aber zog mehr als einer, um sich die Zeit zu vertreiben, etwa während des „Schulbesuchs“ das soeben erschienene Blättlein aus der Tasche. Die Besuche des Pfarrers aber, dessen Wohlwollen und Verständnis in pädagogischen Fragen Philipp schätzte, waren ihm stets eine Freude. Oft schon saßen die beiden während der Pause im leeren Schulzimmer auf einer Bank oder standen nach beendeter Schule noch vor dem Hause, wohin der Lehrer seinem Besuche das Geleit gegeben, und besprachen auf das eifrigste schwebende Schulfragen und pädagogische Tageserscheinungen. Und wenn die Beiden auch nicht stets einer Meinung waren, so achtete doch einer stets des andern Meinung, ohne daß der eine dabei in schulmeisterliche Gereiztheit, der andere in pastorlichen Hochmut verfiel. Auch Angelegenheiten der Gemeinde, des Bezirks oder einzelner Familien wurden etwa besprochen; vonseiten des Pfarrers aber immer mit weiser Zurückhaltung, da er durch seine Bemerkungen seinen jungen Freund nicht beeinflussen wollte, sondern dafür hielt, es sei besser, er mache seine eigenen Erfahrungen. Er beschränkte sich deshalb nur darauf, die Erfahrungen und Urteile des Lehrers, denen dieser oft in erregter und lebhafter Weise Lust schaffte, wobei es meist an Übertreibungen nicht fehlte, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen und ihn zu genauerer Beobachtung anzuleiten. Nur einmal, gleich am Anfang, als Philipp dem Pfarrer von seiner Begegnung mit dem „tollen Franz“ erzählte, hatte auch dieser schwer aufgefeszt und, mehr zu sich selbst redend, ausgerufen: „Ja, ja, dieser Lotterieteufel!“ worauf er in nachdentliches Schweigen versank.

Auch heute war der Pfarrer wieder dagewesen. In der Pause teilte ihm Philipp mit unverholener Freude eine Erfahrung mit, die er schon seit längerer Zeit gemacht und die nicht ohne Bedeutung war für die endgültige Beurteilung einer „brennenden“ pädagogischen Frage, in der sie beide verschiedener Ansicht waren. Schon die ruhige nüchterne Antwort Oswalds, der ihn auf eine übersehene Schwäche seiner Position aufmerksam machte, dabei aber seinem Eifer Gerechtigkeit widerfahren ließ und versprach,

die Angelegenheit selbst in der angeedeuteten Richtung zu prüfen, hatte ihn jedoch etwas weniger siegesgewiß gestimmt. Ein Verdruß, den er mit einem seiner Lieblingschüler, einem begabten, aber etwas heftigen Burschen, gehabt, gleich nach des Pfarrers Weggana, stimmte ihn noch kleinmütiger, um so mehr, als der junge Lehrer sich sagen mußte, daß auch er sich im Übereifer zu einer Unbedachtsamkeit hatte hinreißen lassen. So ging er denn recht kleinlaut die beiden Treppen hinauf, die in seine Wohnung führten, und trat in das gemeinsame Wohn- und Esszimmer, wo die „Mutter“ mit dem Essen auf ihn wartete.

Frau Babette Vogel war eine noch immer rüstige Matrone. Ihre Jugend, die sie in einer hochgelegenen Taltschaft, deren fleißige Bewohner fast nur von der Industrie leben, zugebracht, war eine ungewöhnlich strenge gewesen; schon als Kind mußte sie das Spuhlrad treiben, als man sie noch auf den Sessel heben mußte, den sie nicht allein hätte besteigen können. Vom Spuhlrad kam sie an die „Maschine“, einen auf einem Gestell angebrachten drehbaren Holzreißer, über den die sauberen Vorhänge gespannt werden, und nun ging es an das „Spachteln“ und „Aus schneiden“, worin sie ihre Altersgenossen schon frühe an Behendigkeit und Genauigkeit übertraf. So wuchs sie zu einem blühenden Mädchen heran, dessen regelmäßige, schon damals etwas große Formen zeigenden Gesichtszüge mit ihrer feinen Gesichtsfarbe und im Reiz der Jugend strahlend es mehr als einem schon angetan. Bald nachdem sie „vom Herren“ gekommen, fehlte es ihr daher nicht an Bewerbern aller Art. Aber so hübsch sie war, so war Babette auch von einer seltenen Leidenschaftslosigkeit, wozu ein kühles berechnendes Wesen sich gesellte. Die meisten dieser Bewerbungen ließen sie daher aus einem einfachen Grunde kalt, weil ihre Bewerber kein Geld hatten. Dabei war sie keineswegs herzlos; aber mit jungen Jahren schon schaute sie das Leben von der verständigen Seite an, wozu ihre eigene harte Kindheit und Jugend und die Not anderer, die sie umgab, sie schon frühe angeleitet hatten. Endlich schien ihr eine dieser Bewerbungen wert, erhört zu werden. Es betraf einen jungen Fabrikanten, einen kinderlosen Witwer, der seine heißgeliebte Frau schon nach

zwei Jahren an der Auszehrung verloren hatte und in dessen Haus sie seit Jahren, oft auch aushülfsweise Tage und Wochen lang, verkehrte, da ihre Familie schon für dessen Vater und Großvater gearbeitet hatte und sie als das älteste jeweils die „Resten“ hintragen oder holen mußte. Hermann, so hieß der Fabrikant, fand, nachdem das erste Trauerjahr vorüber, Gefallen an dem frischen praktischen Mädchen, das eine tüchtige Hausfrau zu werden versprach, da sie von Jugend auf sämtliche Zweige seines Geschäftes gründlich kannte. Auch heute noch legen in jener Gegend die jungen Männer gerade hierauf ein besonderes Gewicht und lassen sich weniger als anderswo von Geld oder Schönheit allein betören. Da zudem Hermann in seinen Entschlüssen unabhängig war, machte er eines Tages dem keineswegs überraschten Mädchen seinen förmlichen Antrag. Ja, Babette besann sich noch, und erst als sie sich vergewissert, daß vonseiten der Verwandten ihres Zukünftigen keinerlei Belästigungen zu erwarten seien und daß ihre eigene Zukunft für alle Fälle gesichert würde, und nachdem sie noch als gute Tochter für die Ihrigen gesorgt — ihr Vater wurde Aufseher im Geschäft ihres Mannes —, gab sie ihr Jawort. Die darauf folgende Ehe war eine glücklichere, als man hätte erwarten können, und wurde erst getrennt, als man Babettes Gatten, der, um einen Geschäftsgang anzutreten, eben noch scherzend von ihr Abschied genommen, ihr tot ins Haus brachte. Sie übergab hierauf das Geschäft einem tüchtigen Geschäftsleiter und widmete sich nur noch der Erziehung ihrer beiden Söhne, deren einer nach nicht zu langer Frist das väterliche Geschäft übernahm, der andere, zu dem sie später zog, ein eigenes Geschäft gründete.

„Guten Abend, Mutter!“ sagte Philipp, als er ins Zimmer trat; aber zerstreut und mit müder Stimme und ohne sie anzusehen. „Was ist dir denn?“ fragte Frau Babette, die Philipp gebeten hatte, auch ihrerseits das Du der früheren Zeit gegen ihn beizubehalten; hatte er doch das trauliche Du einer leiblichen Mutter schon früh entbehren müssen. „Ich bin so müde,“ antwortete Philipp „und dann — es ist nicht alles so, wie es sein sollte!“ „Ich weiß wirklich nicht, worüber du dich beklagen

könntest!“ erwiderte Frau Babette, „du bist jung, hast, worauf andere heutzutage jahrelang umsonst warten müssen, eine Stelle, die, wenn sie auch nicht überreich bezahlt ist, doch ihren Mann nährt, bist so ziemlich dein eigener Herr und Meister und hast keine Sorgen. Oder“ — bei diesen Worten blickte sie ihn forschend an — „fehlt es vielleicht eher hier, im Herzen? Hab's freilich schon bemerkt, das mit des Friedensrichters Tochter; sie ist nicht gerade „leid“; ihr Vater ist reich, seit es ihm mit den Maschinen in Amerika gelungen, und sie ist einzige Tochter; du hast keinen üblen Geschmack. Und wenn du etwa Angst hast, daß sie vielleicht nicht erst gestern hat mir ihre Gotte (Pathin) gesagt, weißt, Richter Kaspars Frau im Ruchten drüben . . .“ Und sie wollte wieder irgend eine ihrer vertraulichen Mitteilungen beginnen, als der junge Mann, schmerzlich lächelnd, abwehrte: „Nein, Mutter, gib dir nur keine Mühe, das „ist's nicht! an's Heiraten hab' ich wirklich nicht gedacht; aber „ich dachte vorhin eben daran, wie schwer der Beruf eines Lehrers „ist und wie verantwortungsvoll, und daß man's darin oft ver- „fehlen kann, weil man eben auch nur ein Mensch ist, und daß . .“

„Und daß man eben darum einen andern Menschen um sich haben sollte, der einem die Stirne glättet und die Sorgen tragen hilft, nicht wahr?“ Frau Babette war eine jener vielen Frauen, die sich von ihrem einmal begonnenen Thema durch nichts abbringen lassen. Das soeben angeschlagene Thema aber war zudem von jeher ihr Lieblingsthema gewesen. Ihre Söhne hatten kaum die ersten Hosen angezogen, als sie schon Umschau hielt unter der noch jüngeren weiblichen Generation ihrer Bekanntschaft und Nachbarschaft. Und als diese Söhne herangewachsen waren, hatte sie jeweilen die Sache so fein eingesädelt und so klug arrangirt, daß Werbung und Heirat beim einen wie beim andern wie am Schnürlein ging, da die allzeit folg samen Söhne nur nach ihrer Weiung zu handeln brauchten. Noch hatte sie mehrmals Gelegenheit gehabt, ihre Kunst, die Vorsehung zu spielen, auszuüben, und wurde darin durch den Umstand bestärkt, daß alle diese Ehen, wenigstens für oberflächliche Beobachter, leidlich glücklich ausfielen. Auch jetzt hatte sie kein anderes Streben, ja,

dieses Streben erfüllte ihr ganzes Sinnen und Denken, als das, Philipp zu einer Frau zu verhelfen. Von Natur nicht gerade schwachhaft, neugierig oder zudringlich, suchte sie dennoch einzig aus diesem Grund, Bekanntschaften zu machen und Beziehungen anzuknüpfen, und machte sie jene vielen Besuche in Hinterforst und Dorf, die dem jungen Lehrer um so lästiger waren, als die sonst kluge Frau sich hiebei schon verschiedene Blößen gegeben und öfters der Gegenstand mehr oder weniger witziger Spötteleien geworden. Kein angesehenes Mädchen des Ortes gab es, dessen Namen Frau Vogel nicht schon mit dem ihres Philipp, wie sie ihn im Stillen nannte, zusammengebracht; und erst auf dessen entschiedenen Protest ließ sie jeweile: wieder ab, um einen andern Gegenstand zu suchen. Eine Eigenschaft hatten alle bisher vorgeschlagenen gemeinsam, ihren eigenen bewährten Lebensgrundsätzen gemäß: sie waren reich oder galten wenigstens dafür; neben dieser Eigenschaft traten alle andern in den Schatten. Oder vielmehr, war diese eine Eigenschaft, die doch eigentlich keine ist, erfüllt, so war auch sie bestrebt, alle andern Eigenschaften, die die Mädchen daneben haben mochten, Klugheit, Mutterwitz, Herzengüte, Ordnungssinn, Reinlichkeit und nicht zuletzt Fleiß und Sparsamkeit, ins rechte Licht zu setzen und so zu gruppieren, daß sie ins Auge fielen. Ihren Glanz aber bekamen sie nach ihrer Meinung doch erst, wenn jene erste Forderung erfüllt war. Die sonst vernünftigste Frau merkte nicht, was Philipp längst wußte und immer wieder beobachten konnte, daß die Mädchen jener Gegend, frühreif, wie sie sind, sich ihren Geliebten wohl schon auf der Schulbank wählen; daß sie dieser ersten Wahl, die schon dort nach Rang und Stellung sich vollzieht, in weitaus den meisten Fällen treu bleiben, daß darum auch daselbst meist frühe Heiraten geschlossen werden und mit Vorliebe stets die gleichen Geschlechter sich verschwägern; daß ferner eine Abneigung gegen das Fremde und eine Scheu gegen das „Herrelige“, zu dem auch der Lehrer gehört, Heiraten außer dem Bürgerrecht der Gemeinde zur seltenen Ausnahme machte. So mußten schon mit Rücksicht auf die Töchter des Ortes ihre Bemühungen meist scheitern.

Wie aber stand es hierin mit Philipp?

Als die „Mutter“ von des Friedensrichters Tochter geredet, da hatte er freilich abgewehrt. Nicht daß Frida so unannehmbar gewesen wäre. Sie war ein frisches, energisches Mädchen, mit nur etwas zu starker Nase und einem etwas zu sehr hervortretendem Kinn; sonst von prächtiger Gestalt und größer, als die meisten ihrer Gespielinnen. Zudem traf jene soeben erwähnte Eigenschaft der Töchter von Hubelwies, früh und selbständig zu wählen, gerade auf sie nicht zu. Man wußte nicht recht, was hievon der Grund war. War es, weil sie schon von Jugend auf hoch hinaus wollte; war es, weil die Launenhaftigkeit und Herbheit ihres Wesens, sowie ihr Hochmut und ihre Empfindlichkeit die Burschen selber fern hielt; Tatsache war, daß der erste, dem sie deutlichere Beweise von Teilnahme gezeigt, eben unser Philipp gewesen. Auf einer dreitägigen Maifahrt des „Männerchors Frohsinn“ nach dem Rigi war dies namentlich zu Tage getreten. Der Männerchor, dem ein Sohn des Friedensrichters vorstand und dem der junge Lehrer schon um seiner Stellung willen, aber auch als eifriger Gesangsfreund angehörte — dirigirt wurde er von seinem Kollegen Wahrmund im Dorf — hatte sich diesmal erweichen lassen und auch den weiblichen Anhang seiner Mitglieder, die mehr oder weniger holden Gattinnen, Schwestern und Töchter derselben, an seiner diesjährigen Maifahrt Teil nehmen lassen. Als nach den ersten Stunden des Ausflugs nach etwelchen Schwankungen und Kriegslisten sich jene kleineren Gruppen gebildet, die bei solchen Anlässen bald dem Troß, bald der Liebe ihre oft nur kurze Existenz verdanken, fand es sich, daß Frida und Philipp wie durch eine geheime Sympathie zueinandergezogen, sich gesellt hatten. Da es diesmal nicht der Troß, einer verschmähten Liebe war, der sie zusammengeführt, so konnte es nur suchende Liebe selbst sein, und unsicher war nur noch, ob diese einseitig oder beidseitig war. Kundigere Naturen mußten freilich bald im Verlauf der Maifahrt deren Einseitigkeit erkennen, da Philipp ungeachtet der scheinbaren Avancen seiner Partnerin eine rührende Unbefangenheit an den Tag legte, was namentlich die weiblichen Glieder der Gesellschaft bald herausfanden und mit unverholener Schadenfreude sich zuflüsternten.

Die Argloseste war Frida selbst. Eine stark sinnliche Natur, zum Grübeln und Nachdenken nicht beanlagt, genoß sie, was der Augenblick ihr bot, die schöne Fahrt, die liebliche Natur und nicht zum Mindesten die angenehme Gesellschaft des hübschen jungen Mannes, den der „Zufall“ an ihre Seite gesetzt. Philipp freilich hatte sich ihr einerseits nur aus dem Grunde genähert, weil er ahnte, daß sie in Gefahr stand, auf diesem Ausflug wieder vereinsamt dazustehen; und es war somit nur Mitleid, was Frida im Stillen als eine Eroberung ansehen mochte. Dabei aber war Philipp zu wohl erzogen und besaß zu viel natürlichen Takt, als daß er Frida irgendwie den wahren Beweggrund seiner Annäherung hätte merken lassen. Mit einem gewissen Humor nahm er die Rolle auf, die ihm die Zuschauenden und Frida selbst bestimmt zu haben schienen; ohne in Wort oder Benehmen sich irgend etwas zu gestatten, das aus dem Spiel hätte Ernst machen können. War ihm doch das sonst gutmütige Wesen neben ihm in Wahrheit ebenso unsympathisch, wie den übrigen jungen Männern. Zudem aber war er noch aus einem anderen Grunde unempfindlich, selbst gegen noch glühendere Geschosse der Liebe, als die, welche aus den Augen seiner Gespanin während der Maifahrt nach ihm gerichtet wurden. Er war gefeit durch ein anderes Bild, das in seinem Herzen tronte. Welchen Platz aber dasselbe darin schon eingenommen, das merkte Philipp erst so recht auf dieser Maifahrt selbst, die ihn für drei Tage aus der Nähe derer geführt, an die er doch stündlich dachte.

Sie war es auch, deren Gestalt in dem Augenblick vor ihm auftauchte, als die Mutter die Tochter des Friedensrichters genannt. Daß Frau Babette Vogel nun gerade auf Frida verfallen, war verzeihlich. Es mußte ihr zu Ohren gekommen sein, was auf der Maifahrt sich begeben hatte. Auch Philipp erinnerte sich blüßschnell an alles, was sich auf jener Maifahrt zugetragen: das laute Lachen und derbglückliche Benehmen seiner Begleiterin; die Sticheleien und Anzüglichkeiten der andern, die freilich stets mehr ihr als ihm gegolten. Er dachte an den kühlen Morgen, als sein Sonnenaufgang auf dem Nigi Frida wieder (in einer

improvisirten Kleidung, doch mit tabellos aufgerüstetem Haar) dicht an seiner Seite gestanden und sich sogar scheinbar fröstelnd einen Augenblick an ihn geschmiegt. Er dachte aber auch daran, wie gerade in jenem weihvollen Augenblick, angeblickt der unbefreiblichen Klarheit von Gebirg und See das Bild jener andern so deutlich greifbar wie noch nie vor seiner Seele gestanden, so daß er, in seiner Träumerei von Frida durch jene Bewegung unjauft gestört, das arme Mädchen ziemlich barsch von sich gestossen, was er dann den ganzen Tag an ihr wieder gut zu machen gesucht. An das alles dachte er, und darum mußte er lächeln, als der Mutter Wort diese Erinnerungen in ihm wieder geweckt.

Jenes Bild aber, das ihn im Träumen und Wachen begleitete, war kein anderes als das der Hedwig im Geierhof. An einem der ersten Sonntagnachmittage war's gewesen, als er in Begleitung Golders zum ersten Mal den Geierhof betreten. Das Wetter war, trotz der noch frühen Jahreszeit, so sommerlich warm gewesen, daß sie beschlossen, ihr Schöppllein in der sonst von der Jungfernebe umspinnenen, jetzt aber noch kahlen Sommerlaube zu trinken, wo zudem der Blick auf See und Gebirge offen stand. Ihm war, als ob es erst gestern gewesen wäre, so deutlich stand alles noch vor seiner Seele. Die nasse dampfende Erde sandte ihren betäubenden Werdeduft aus; ein warmer Wind, der die Haut trocknete, bewegte die Ranken des dürrn Nebgewindes, das auf den Tisch seltsam verworrene durcheinanderrankende Schatten warf. Aus der Haustüre trat in demselben Augenblick ein Mädchen, das mit freudiger Bewegung auf Golder zueilte und dann verlegen seinen Gang mäfigte, als es den ihr noch Unbekannten erblickte. Noch sah er Hedwig vor sich, wie jenes erste Mal: vor allem war ihr Haar ihm aufgefallen, das, ohne rot zu sein, doch eine stark rötlichblonde Färbung hatte, auf dem Hinterkopf leicht gewellt in eine schwere Schnecke geflochten war, während das Oual des feinen Gesichtes von leicht gekräuselten duftigen Locken umrahmt war. Sie stand so, daß sie der dem Untergang sich nähernden Sonne den Rücken wandte, was ihre

Büge so ziemlich im Schatten und unmerkbar ließ. Dagegen warf die Sonne um ihr Haupt einen goldenen Glorienschein, wie ihn Philipp an alten Heiligenbildern etwa gesehen. Mit dem unbewußten Instinkt weiblichen Schönheitsgefühls trug sie an jenem Tage, wie auch sonst mit Vorliebe, eine blaue Blüthe, die das Gold ihres Haares hervorhob; eine einfache Schürze über dem schlichten Rock vollendete ihre anspruchlose äußere Erscheinung. Sie hatten bestellt, noch einmal kam das Mädchen mit dem Verlangten; einen Augenblick schien es, als wolle Hedwig sich am Gespräch der Männer beteiligen oder Golder etwas sagen; aber plötzlich strömte das Blut in ihre Schläfen, sie wandte sich hastig um und verschwand ihren Blicken. Ohne zu fragen erfuhr Philipp von Golder, daß Hedwig sein Mündel und auf dem Sterbebett von ihrem Vater, seinem Jugendfreund, ihm anvertraut worden sei, daß sie dann auf den Geierhof gekommen, weil der Geierwirt, ihres Vaters Bruder, es so gewünscht habe, da er allein stehe. Aber er, Golder, habe schon längst den Eindruck, daß sie hier oben nicht glücklich sei, und könne sich auch so halb denken warum. Darum habe er den Gang nach dem Geierhof vorgeschlagen, um selber einmal nach dem Rechten zu sehen.

Seitdem hatte Philipp sie öfter gesehen. Nicht daß er oft zum Geierhof gepilgert wäre; das wäre auch zu sehr aufgefallen. Aber Hedwig war Mitglied eines kleinen gemischten Chores, einzig aus Hinterforstlern gebildet, des „Alpenröschens“, dessen Leitung jeweilen dem Lehrer des Bezirks zugefallen und daher auch bald nach seinem Einzug an Philipp übertragen worden war. In jener sangeslustigen Gegend, wo jeder Außenbezirk seinen eigenen Gesangsverein haben muß (meist einen gemischten Chor, während der Männerchor aus allen Gemeindebewohnern sich rekrutirt), stehen die gemischten Chöre nicht ganz mit Unrecht in dem Ruf, Heiratstempel oder wenigstens Gelegenheitsmacher zu sein. Zwischen den Notenblättern treibt oft der Dorf-Amor sein Spiel, und wie die Stimmen sich suchen, finden und verbinden, so suchen bei den Gesangsproben im Schulhaus sich wohl etwa die Herzen der Sänger und Sängerinnen. Während aber der

Dirigent selbst sonst über dem Treiben steht und oft mit seinem unbarmherzigen Taktstock nicht nur das schönste Lied entzwei klopft, sondern auch zarte Liebesfäden, die sich eben erst angesponnen, zerschneidet, blieb er auch diesmal nicht verschont. Hedwig besaß einen wunderbaren Alt, und da in dem Lied, das eben eingeübt wurde — „Abenddämmerung“ hieß es — ein Altsolo vorkam, das sie sang, mußte sie ihren Platz meist zuvorderst einnehmen. Dabei geschah es dann etwa, daß der Blick des Dirigenten, statt strafend auf einen fehlbaren Tenor zu treffen, an der holden Erscheinung vor ihm haften blieb, was ihn mehr als einmal so verwirrte, daß er den Faden gänzlich verlor, und im 6. Takt fortfuhr, wo er im $\frac{3}{4}$ begonnen, oder weiter zutaktirte, wenn niemand mehr sang. Dafür sang und klang dann in ihm mit tausend Stimmen das Hohelied der Liebe, und ließ ihn, der Gegenwart entrückt, schwimmen in seligen Träumen. Und hatte nicht, bei der letzten Probe, als er die Blätter austeilte und er vor Hedwig stand, seine Hand so gezittert, daß das Blatt zu Boden fiel; und als sie sich beide blickten, da hatte ihn ihr Haar berührt, daß ihm war, als sprängen tausend elektrische Funken auf ihn über Und auch sie glühte, als sie sich wieder erhob, und während der ganzen Gesangstunde hatte sie nicht ein einzig Mal mehr zu ihm aufgeschaut, er hatte es ganz genau gemerkt !

Er mußte wohl unbewußt aufgeseufzt haben; denn die Stimme von Frau Babelle ertönte plötzlich: „Was träumst du wieder? 's ist schon dunkel geworden, soll ich die Lampe heraufholen?“

„Nein, Mutter, ich geh' hinunter arbeiten!“ Und Philipp begab sich ins Schulzimmer, das auch sein Arbeitszimmer war, und zündete die Lampe an. Lange, lange noch warf diese Lampe ihren Schein durch die vorhanglosen Fenster auf die Straße. „Unser Lehrer studiert fleißig!“ dachten die einen wohlwollend, während andere brummt: „Möcht' wohl wissen, was der noch zu studieren hat und unnütz Öl verbrennen; vielleicht noch vom Schulöl; der schnappt am Ende noch einmal über!“ Wer aber hätte hineinschauen können, der hätte gesehen, daß weder die einen

noch die andern Recht hatten. Denn vor der brennenden Lampe und dem offenen Buch, doch ohne zu lesen, saß Philipp mit offenen glänzenden Augen, als sähen sie etwas sehr Liebes und lächelste.

V. Kapitel.

Eine ländliche Lesegesellschaft.

Im Gasthaus zum „Schäfle“, das mitten im Weiler lag, gieng es diesen Abend lebhaft zu. Es versammelte sich darin die Lesegesellschaft des Hinterforsts, die ihre monatlichen Zusammenkünfte abwechselnd bald im „Geierhof“, bald im „Schäfle“ abhielt; denn beide Wirte waren Mitglieder derselben. Ihr Glücklichen, die ihr in den Städten in wohlgebauten „Kasinos“ und „Museen“ sitzt; denen Bibliotheken mit Tausenden von Bänden zur Verfügung stehen, auf deren Tisch dutzende von Zeitungen in allen möglichen Sprachen herumliegen, die ihr in die Vorträge der berühmtesten Professoren rennt und stets von der „neuesten Wissenschaft“ vollgetränkt seid, denen die Leihbibliothek in vierundzwanzig Stunden das letzte Werk des großen Romanschreibers in die Hände liefert und der Telegraph im Morgenblatt schon die Ereignisse der letzten Nacht übermittelt: lächelt trotzdem nicht über die ländlichen Lesegesellschaften. Sie sind den Dorfleuten dieses alles: „Kasino“, Leihbibliothek, Zeitungsbureau, Telegraph und Bildungsstätte. Sie sind die Kanäle, durch die, was ihr vornehm „Bildung“ nennt und wähnt, für euch allein gepachtet zu haben, langsam allmählich nur und doch sicher hinabfließt in die tiefsten Schichten des Volkslebens und dort nachdrücklicher für Freiheit, Volksbildung und wie die schönen Dinge alle heißen, arbeiten, als die schönsten Schützenfestreden und die gelungensten Pestalozzifeiern. Wenn die Wochenmappe am Montag ins Haus kommt, so ist das ein Ereignis für die ganze

Familie. Der Hausvater ist gespannt auf die „neuesten“ politischen Nachrichten, die ihm in Wort und Bild die „Illustrierte Zeitung“ bringt; was verschlägt's dabei, ob er vom Krieg zwischen China-Japan liest, wenn der Friede schon längst geschlossen. „Alphorn“, „Fliegende Blätter“, „Buch für Alle“, „Gartenlaube“ und „Helvetia“, oder wie die übrigen Schriften alle heißen mögen, sind das Gemeingut aller; selbst der strenge Hausvater wirft gern einen Blick hinein; die Hausmutter aber hat schon längst auf ihre „Frauenzeitung“ geharrt und kann sich's nicht versagen, mitten aus der Montagsarbeit heraus einen Blick hineinzuwerfen; war doch in der letzten Nummer eine so interessante „Frage“, auf die heute die Antwort da sein mußte: 3331, 3334, 3335; richtig da ist sie, und schon ist sie darin vertieft. Und wenn endlich die Hinterforsler auch keine hochgelehrten Vorlesungen zu hören bekommen, so sind die bescheidenen Vorträge, die etwa der Lehrer über einen Gegenstand aus der vaterländischen Geschichte, ein Bauer über landwirtschaftliche Erfahrungen, ein Wanderlehrer über Gartenbau oder Milchwirtschaft, ein zu dem Zweck berufener Tierarzt über die Maul- und Klauenseuche hält, für die Hinterforsler mindestens ebenso wichtig und interessant. Und daß auch die „Wissenschaft“ nicht fehlt, dafür ist ebenfalls gesorgt. War doch erst vor kurzem der Sekundarlehrer aus dem benachbarten Orte hier oben, mit einem ganzen Apparat und hielt einen Vortrag über das Telephon, das nächstens im Dorfe unten eingeführt werden sollte; und als der Draht vom Schulhaus zum Schäfle gespannt war, konnte man jedes Wort verstehen, das dort gesprochen wurde. Wenn aber keine Vorträge vorhanden sind, nun, so werden an diesen Lesegesellschaften allerlei Tagesfragen lokaler oder kantonaler Politik besprochen, Schulgesetz, Verfassungsrevision, Steuerverordnung und für manchen bäurischen Politiker, der es vielleicht später bis zum Regierungsrat gebracht, sind diese Lesegesellschaftsabende die erste Hochschule politischen Denkens und zugleich sein erstes praktisches Versuchsfeld gewesen; der jüngere Bürger aber, der daran teil nimmt, wird an solchen Abenden zugleich in die Verfassungs-

funde und Gesetzeskenntnis eingeführt; ein nicht zu unterschätzender Vorteil, wo etwa an einem Orte die wohlthätige Einrichtung der Fortbildungsschule noch fehlt.

Im Schäfle war also Lesegesellschaft. Es hat einmal jemand die Behauptung aufgestellt, die Wirte nähmen mit der Zeit immer etwas von den Eigenschaften ihres Schildes an. Wir wollen diese Behauptung hier nicht untersuchen, sonst müßten wir noch am Ende eine Anzahl Prozesse wegen Injurien riskieren. Im vorliegenden Falle aber traf es zu, wenn man die beiden, den Geierwirt und den Schäflewirt miteinander, sowie mit ihren Wirtschildern verglich. Kaum konnten größere Gegensätze gefunden werden. War jener, der Geierwirt, eher menschenscheu und verschlossen, dem einsam horstenden Lämmergeier vergleichbar mit seinem scheuen Blick eines Raubvogels; so war der Schäflewirt das gerade Gegenteil. Florian Meier hieß er, und er hatte wegen seines in jener Gegend ungewöhnlichen Vornamens, den er seinem katholischen Götti (Pathe) verdankte, schon manche Neckerei müssen über sich ergehen lassen. Florian war eine offene, heitere und gesellige Natur. Sein freundliches, etwas breites Gesicht strahlte an diesem Abend ganz besonders, hatte er doch eine gute Einnahme zu erwarten. Er stand im mittleren der drei nach der Längsseite des Hauses aneinandergereihten Zimmer und gab eben Befehl, links und rechts die Laden wegzunehmen, so daß alle drei Räume eine Flucht bildeten, als der erste Abendgast eintrat. Bald folgten diesem mehrere, das eigentliche Wirtszimmer war schon angefüllt und bald auch die Nebentuben. Eine eigentümliche Erwartung ruhte auf allen Gesichtern. Die Beteiligung versprach eine überraschend große zu werden, hatten sich doch auf besondere Einladung auch Nichtmitglieder eingefunden. Die Schulkinder hatten am Vormittag diese Einladung in jedes Haus gebracht, mit dem Beifügen, der Lehrer werde einen Vortrag halten; der Titel sei: „Ein Feind des Volkslebens.“ In dem leise geführten Gespräch konnte man daher auch dann und wann diese Worte heraus hören. „Was mag er wohl damit meinen?“ fragte man sich und erging sich in allerlei Vermutungen.

Vielleicht die Viehseuche oder die Kartoffelkrankheit? „Er ist ein Temperenzler geworden, denk ich,“ sagte ein junger Bursche etwas lauter, der eben von der Walf gekommen und in der letzten Stadt, wo er gearbeitet, von seinem Nebenarbeiter etwas von der Temperenz vernommen hatte, „aber das brauchen wir hier nicht!“ Unter den Anwesenden, in einer Ecke besonders, saßen auch der Geierwirt und der Advokat, ohne sich am Gespräch zu beteiligen. Endlich kam auch der Präsident der Lesegesellschaft. Es war ein ehemaliger Landwirt, der sich aber jetzt zurückgezogen und sein umfangreiches Gut seinen drei Söhnen zur Bewirtschaftung übergeben hatte. Einst war er, wie die Ältesten des Ortes sich noch erinnerten, als armer Bub in die Gemeinde gekommen. Wie er so reich geworden, wußte niemand recht; die einen sagten durch seine Heirat allein; die andern durch einen Glückstreffer in der Lotterie; andere: er sei ein Kaiser gewesen, d. h. ein Lotteriegeldagent, der den größten Teil der auf seine Kunden fallenden Gelder für sich behalten und so reich geworden sei. Tatsache war, daß man ihm seit Jahrzehnten nichts Ehrenrühriges mehr hätte vorwerfen können. Durch seine Heirat mit einer Tochter aus dem Dorfe, mit den meisten einflußreichen Familien daselbst verwandt und verschwägert, war er schon früh in allerlei Beamtenstellungen gekommen, war nacheinander Gemeinderichter, Rathsherr, zuletzt sogar Friedensrichter geworden, ja, schon mehrere Mal ins Obergericht vorgeschlagen worden. Dies alles verschaffte ihm ein ungewöhnliches Ansehen bei den Hinterforstlern, die ihn dann auch an die Ehrenstelle eines Präsidenten der Lesegesellschaft gewählt. Fast zugleich trat der junge Lehrer ein, in Begleitung Golders; seine erregten Mienen zeugten, daß er mit letzterem noch auf dem Herweg einen lebhaften Disput gehabt haben mußte.

Als Philipp vor Monatsfrist, in der letzten Sitzung der Lesegesellschaft, beauftragt worden, auf die heutige Sitzung einen Vortrag vorzubereiten, hatte er freudig zugesagt. Schwieriger fiel ihm die Wahl des Gegenstandes, über den er reden wollte. Da erinnerte er sich plötzlich seiner Begegnung mit dem „tollen Franz“. Es war ihm schon damals klar geworden, daß er es

hier mit einem Opfer des Lotterieleufels zu tun hatte, und weitere Mittheilungen Golders hatten es bestätigt. Dazu waren im Laufe der Zeit noch andere Beobachtungen gekommen, die, mit dem was er früher vernommen, zusammengehalten, ihn immer nachdenklicher stimmten. Gleich bei Beginn seines Hierseins war ihm die große Armut seines Bezirks aufgefallen. Der Hinterforst machte ein Drittel der Bevölkerung aus, sein steuerbares Vermögen aber kaum ein Zwölftel desjenigen der Gesamtgemeinde. Es waren wohl einige wenige größere Vermögen vorhanden, wie das des Geierhöflers oder das des Alt-Friedensrichters; aber gerade diese waren von zweifelhafter Herkunft. Dabei konnte man den Hinterforstlern keineswegs Unfleiß oder Verschwendungssucht vorwerfen, wenn es auch an einzelnen sonderbaren Erscheinungen nicht fehlte. Es kam z. B. vor, daß ein sonst fleißiger Schreiner auf einmal den Hobel beiseite warf, trotz dringender Arbeit, und mit seinem Gefellen eine Woche lang Blauen machte; oder es trieben sich zwei oder drei Burschen aus dem Bezirk ein paar Tage lang in allen Wirtschaften der benachbarten Gemeinden herum und verschwendeten auf einmal unsinnig viel Geld für ihre Verhältnisse. Aber auf solche scheinbar unerklärliche Ausschweifungen folgten Tage, Wochen und Monate angestrengtester Arbeit. Die Meisten aber gönnten sich und den Ihrigen jahraus, jahrein kein Vergnügen, und doch sah man nirgends einen je auf einen grünen Zweig kommen; im Gegenteil hatten die meisten große Mühe, die auf ihren Heimwesen lastenden Hypotheken gehörig und zur Zeit zu verzinsen. Auch waren sie trotz aller Arbeitseligkeit dabei nicht munter und fröhlich, sondern mürrisch und verdrießlich, als lastete schwerer Frohndienst auf ihnen. Daran waren aber die Arbeitslöhne nicht schuld, die hier vielmehr eine ordentliche Höhe erreichten, da dank dem Zusammenstehen der Fabrikhäuser und der Arbeiter keine die Löhne herabdrückende Konkurrenz zu fürchten war. Mit jenen Beobachtungen stimmte aber auch das scheue und heimliche Wesen der Leute, das ihm schon beim Einzug aufgefallen. Oft noch später, wenn der junge Lehrer einer der plaudernden Gruppen näher

trat, um sich mit den Leuten zu unterhalten, verstummten sie oder strengten sich sichtlich an, einen andern Unterhaltungsgegenstand zu finden, ohne daß Philipp hätte erfahren können, wovon soeben die Rede gewesen. Aber auch in die von ihm geführten Unterhandlungen mischten sich oft Anspielungen und Andeutungen, die er anfänglich nicht verstand, bis ihm deren Sinn erst später klar wurde. Auch erinnerte er sich, wie er einmal in der Schule, es war in der Übungsklasse gewesen, um das Wesen der „Arithmetischen Progression“ zu erklären, ein Beispiel aus der Lotterie genommen und wie dabei auf einmal zu seinem größten Erstaunen auf den vorher teilnahmslosen Gesichtern ein verständnisinniges Lächeln gelegen.

Dazu kam nun der Ruf, den diese Gegend nach auswärts genossen und an den er noch aus seinen Knabenjahren sich erinnerte. Man raunte sich zu, daß hier viele „Lotterer“ wohnten. Als Knabe hatte er dabei an Lotterbuden, an verlotterte Häuser gedacht, und auch jetzt noch hatte jene Erklärung gewisse Berechtigung, wenn man die in der That aus Nachlässigkeit vielfach verlotterten Häuslein und Ställe sah. Größer geworden, mußte er, daß man mit dem Namen Lotterer die bezeichnet, die aus dem Spielen in der Lotterie sich gleichsam eine Profession machen. Diese Wortableitung wurde nun durch die bereits erwähnten Mitteilungen Golders bestätigt. Philipp erfuhr durch ihn, daß sein Bezirk in der That teilweise unter dem Drucke einiger einflußreicher Familien schon seit Jahrzehnten an der Lotteriesucht krankte, begünstigt durch die Nachbarschaft eines großen Staates, in dem die Lotterie eine der einträglichsten Quellen für die Staatskasse bildet. Obgleich im eigenen Land nun die Lotterie auf das strengste von den Gesetzen verboten war, war die Volksmoral nun einmal schon durch diesen einen Umstand verwirrt, daß jenseits nicht nur erlaubt, sondern löblich und patriotisch erschien, was hier so streng geahndet wurde. Philipp erfuhr ferner, daß, obwohl die leitenden Persönlichkeiten selbst in geschickter Weise in ihrem Dunkel verblieben, eine vollständige, dem Nachbarstaate abgelassene, hier jedoch geheime Organisation bestand, um das Setzen in der Lotterie systematisch

betreiben und namentlich auch die kleinen Leute hineinziehen zu können. Er erfuhr, daß an der Spitze eigentliche Agenten stehen, im Volksmunde „Kaiser“ genannt; Kaiser darum, weil es sich zumeist um „kaiserlich-königliche Staatslotterien“ handelte; daß diese „Kaiser“ selbst wieder Unteragenten hatten, sogenannte Kollekte, die unter mannigfachen Vorwänden von Haus zu Haus ziehend die Sammler machten. Er erfuhr ferner, daß von allfälligen Gewinnen meist ein lächerlich kleiner Teil wirklich ausbezahlt werde, da kein Gesetz des Landes den Gewinnenden schützte, wohl aber beim Fall einer Klage Spieler und Agent die Schärfe des Gesetzes zu spüren bekamen. Er erfuhr endlich, daß sich an das Spielen in der Lotterie meist auch der Wucher in seiner häßlichsten Form hängte und den Agenten einen hübschen Nebenverdienst einbrachte. Bei allem diesem erfuhr Philipp jedoch nie bestimmte Namen, erhielt er jedoch keine genauere Auskunft. Aber er hatte genug erfahren, um den Entschluß zu fassen, einmal mit entschiedener Hand dieses Gewebe von Trug und Heimlichkeit anzugreifen, das dann nach seiner Meinung leicht zerreißen müßte. Er wollte vor der Lesegesellschaft über das Lotteriewesen reden. Waren doch in derselben gerade die klugen und die einsichtigen Männer des Ortes vertreten und gewiß Keiner, der selbst einer Heimlichkeit sich schuldig machen würde. Seinen Entschluß hatte er freilich erst auf dem Herweg dem Rathherr Golder anvertraut, und dieser ihm zu seinem Erstaunen aufs heftigste widerraten. Aber es war zu spät; seine Ehre stand auf dem Spiel; so mußte er es denn wagen. „In Gottes Namen!“ dachte Philipp, als er in die überfüllte Stube trat und er aller Augen plötzlich mit brennender Neugierde auf sich geheftet fühlte.

Philipp und Golder hatten Platz genommen. Der Präsident klopfte an sein Glas, erhob sich und eröffnete mit wenigen Worten die Versammlung, indem er Philipp das Wort erteilte. In freiem Vortrag, am Anfang noch etwas besangen, dann immer wärmer werdend, fesselte er seine Zuhörer bis zum Schluß.

„Ein Feind des Volkslebens?“ begann er. „Was soll denn das heißen? So werden sich viele gefragt haben; leben wir doch

im tiefsten Frieden! Aber es gibt nicht nur äußere Feinde sondern auch innere. In aller Stille arbeiten jene Mächte, die unser Volksleben in seinem gesunden Marke angreifen: hier errichten sie ihre Laufgräben, richten sie ihre Geschosse, sammeln sie ihre Truppen, richten sie ihre Verheerungen an, lassen sie die Spuren ihrer Verwüstung zurück. Solcher Feinde sind manche: da ist die Trunksucht, der Hang zum Luxus, die Arbeitsfcheu; ein solcher ist aber auch der, von dem ich heute sprechen will." Und, sich an das Bild, das der tolle Franz gebraucht, erinnernd, fuhr er fort. „Die Alten fabelten einst von einem Untier, das in unserem Land gehaust haben soll, in einer Höhle, zu der zwar viele Wege, aber aus welcher heraus noch keiner geführt habe. Dieses Untier aber war unersättlich; beständig mußten ihm Menschenopfer gebracht werden; wurde dies einmal unterlassen, dann fuhr es mit Grimm und Schnauben hervor und verheerte weit hin das Land, mit Gewalt sich nehmend, was n an ihm vorenthielt. Ein solches Untier haust auch unter unserem Volk; viele Wege führen in seine Höhle, keiner mehr zurück. Und wenn ihm auch keine Menschenopfer mehr gebracht werden, im eigentlichen Sinne des Wortes, so verschlingt sein ungeheurer Rachen noch stets der Opfer genug: Geld und Zeit, Glück und Zufriedenheit, Haus und Hof und selbst unsterbliche Seelen. Dieses Ungeheuer aber heißt: die Lotterie.“

Philipp war zu erregt, um die Wirkung der zuletzt gesprochenen Worte zu beobachten; sie hätte ihn sonst mit Staunen erfüllt. Golder, der einzige, vorher Eingeweihte, saß mit gesenktem Kopfe da, wie einer, der etwas Fatales hat kommen sehen, das nun eingetroffen ist. Der Präsident der Gesellschaft, ein bereits etwas dicker, bartloser Mann, hatte die Lippen zusammengepreßt und die Anstrengung, seine inneren Gefühle zu verbergen, hatte das Rot seines breiten Gesichtes in Blau verwandelt. Der Geierwirt, einen Augenblick blaß geworden, sah gespannt und mit einem überlegenen Lächeln zu dem jungen Lehrer hinüber, die Hand unter dem Tisch aber hatte er unwillkürlich geballt; der Advokat hatte sich abgewandt und saß nun ganz im

Schatten; seine Züge schienen unbeweglich wie sonst. Von den Übrigen konnten die einen einen Ausruf der Überraschung nicht zurückhalten und begannen eifrig mit ihren Nachbarn zu flüstern; andere sahen mit gerunzelter Stirn und finsternem Blick vor sich nieder. Die rundliche Frau des Wirtes, die unter der Türe gestanden, konnte einen halblauten Ausruf: „Oh du mein Gott!“ nicht unterdrücken, war dann aber beschämt davon geeilt. Hätte Philipp um sich geblickt, so hätte er meist drohende Blicke und nur wenig wohlwollende Gesichter sehen können. So aber fuhr er fort, zu sehr von seinem Gegenstand ergriffen, um darauf zu achten. In beredter, feuriger, ja poetischer Sprache schilderte er zunächst das Wesen der Lotterieseuche, ihre Gefährlichkeit und Verderblichkeit; dann malte er den Gemütszustand dessen aus, der von der Sucht nach leichtem Gewinn verlockt, ihren Versuchungen nicht widerstehen konnte; schilderte Schritt für Schritt sein inneres und äußeres Elend, indem er dabei furchtbare Geißelhiebe austeilte an jene Gewissenlosen, die das Opfer umgarnen und ausfaugen, wie die Spinne die Fliege, die sie in ihr Netz gelockt, bis zum letzten Tropfen Blutes. Zuletzt zeichnete er in schlichten, ergreifenden Zügen das Geschick einer kleinen, einst glücklichen Familie, in der der Vater aber sich der Lotterie ergeben hat und so nicht nur selbst zugrunde geht, sondern zuletzt auch noch die Seinen mit sich in den alles verschlingenden Abgrund zieht. Ohne sich besondere Rechenschaft hievon zu geben, entnahm er manche Einzelheiten des Bildes der Erzählung des „t.llen Franz“. Endlich schloß er mit einem warmen kräftigen Appell an den Patriotismus der Bürger. „Kaiser“, so endete er seine Rede, nennt man bei uns jene Leute, die im Dienste einer ausländischen Lotterie unser Volk austraben.

Wir aber wollen frei sein wie die Väter waren; lieber den Tod, als in solcher Knechtschaft leben! Wie einst unsere Väter die Burgen der Fremdherrschaft brachen und die Bögte verjagten, so laßt auch uns mit männlichem Entschlusse brechen die Ketten dieser neuen Fremdherrschaft. Und wenn wir

ihre Bögte nicht verjagen können, weil sie — Schmach — sich Kinder unseres Landes nennen, da sie doch alles Kindesrecht mit Füßen treten, so laßt sie uns verachten; kein braver Mann reiche ihnen die Hand zum Gruß, kein ehrbarer Bürger trete fürder unter ihr Dach: verachtet, verstoßen, vogelfrei, das sei ihr Teil! Nicht besser aber wird's in unsern Gauen, zu Stadt und Land, bei Hoch und Niedrig, bis wieder überall zur Geltung kommt das biedere Wort unserer Vorväter, die unter heißem Schweiß das Ihrige schufen in treuer Arbeit und warmem Gottvertrauen aber nichts wissen wollten von unrechtem Gewinn: das Wort: bete und arbeite!“

Ein eisiges Schweigen folgte diesen letzten Worten des Redners. Dasfelbe wurde erst unterbrochen, als der Vorsitzende sich erhob, um in üblicher Weise dem Vortragenden den Dank der Versammlung auszusprechen und die Anwesenden zur Diskussion aufzufordern. Da niemand dieselbe benutzte, fuhr der Präsident fort, so erlaube er sich noch einige Bemerkungen. Er zweifle nicht, daß der Herr Lehrer es gut und recht gemeint habe. Wenn er aber in dieser Versammlung lauter ehrenwerter Männer sich umsehe, so müsse er sagen: Herr Lehrer, der Schuß ist nebenaus gegangen! Oder er, der Schulmeister, werde doch wohl nicht auch nur einen der Anwesenden im Ernst der Teilnahme an so schändlichen Umtrieben bezichtigen? Wenn das aber der Fall sei, wozu dann der ganze Lärm? Den Hinterforstlern jedenfalls müsse man nicht noch sagen, was recht sei, sie wüßten es schon lang; feinetwegen hätte er seinen Vortrag den Dörflern oder den Fröschen (Spitzname einer Nebengemeinde) halten können. Man sehe schon, der Herr Lehrer sei eben noch jung und ohne Erfahrung, und wenn er schon Lehrer sei, so habe er noch manches zu lernen, und in einem solchen Fall, wie dem vorliegenden, hätte er gut getan, etwa zuvor den Rat älterer, in Amt und Würden gestandener Männer anzuhören. Daß übrigens solche Dinge wie die geschilderten bei uns gar nicht vorkommen könnten, dafür sorge ja schon unsere weise Gesetzgebung (der Präsident hatte sich ein Exemplar der bezüglichen Verordnungen beim Wirt, der auch

Gemeinderichter war, verschafft und öffnete es nun). Im § so und so des Strafgesetzbuches sei die Lotterie ausdrücklich verboten, sogar Gefängnisstrafe könne eintreten, und der vorhergehende § rede ebenso ausdrücklich vom Wucher. Wofür denn aber die Gesetze da seien, als eben, damit sie gehalten werden? So sehr er den Eifer des Herrn Lehrer zu schätzen wisse, hätte dieser doch besser getan, ein anderes zeitgemäßeres Thema auszuwählen, etwa „Über die Kälbersucht“ oder „Das beste Mittel zur Vertilgung der Baumläuse“; er zweifle, ob in den Büchern der Herren Seminaristen viel von der Lotterie gestanden, obgleich der Herr Lehrer über eine gewisse Sachkenntnis (woher, wisse er nicht), aber noch weit mehr über eine etwas zu große Einbildungskraft zu verfügen scheine. Es werde ihn, den Vorsitzenden, freuen, einmal etwas anderes vom Herrn Lehrer zu hören.

Diese, mit großem Beifall entgegengenommenen Worte lösten den Bann, der auf der Versammlung seit Beginn des Vortrages gelastet. Ein allgemeines Gemurmel des Beifalls erhob sich, das bald an allen Tischen in ein lebhaftes Gespräch übergieng. Einzig Golder saß schweigend und nachdenklich da und warf von Zeit zu Zeit einen besorgten Blick auf seinen Schützling. Hatte er doch an dem heimtückischen Ausleuchten in den Augen des Geierwirts erkannt, daß Philipp von dieser Stunde an wenigstens einen Todfeind im Hinterforst habe; und er kannte den Geierwirt zu gut, um nicht zu wissen, daß jener kein Mittel unversucht lassen würde, sich an dem jungen Lehrer zu rächen. Aber er behielt seine Beobachtung noch für sich, als er, nachdem beide ziemlich rasch ausgetrunken und sich als die ersten entfernt, an Philipps Seite durch die stille Straße des Weilers schritt. Nur einmal brummte er vor sich hin: „Man sollte den Friedensrichter heute noch einsperren und den Geierwirt dazu . . .“. Als Philipp aber sich mit der Frage umwandte: „Was meint Ihr?“ mehrte er ab: „Nichts, nichts!“ Der Händedruck aber, mit dem Beide vor dem Schulhause sich verabschiedeten, war vonseiten des Alten ein besonders herzlicher und nachdrücklicher gewesen.

VI. Kapitel.

„Minne ist zweier Herzen Wonne.“

Ein strahlender Junisonntagmorgen war angebrochen. Still und friedlich lagen die Häuser des Hinterforsts noch da, als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne sich in ihren Fenstern brachen. Nur vom Geierhof herüber krächte ein Hahn. Erst eine Stunde später etwa begann es sich allmählich zu regen in den Häusern, erwachten die Menschen zur alten Lust oder Qual ihres Lebens. Und doch lag es heute über ihrem Erwachen wie ein Hauch aus dem Paradiese: der Frieden des Sonntagmorgens. Denn wie Gott regnen läßt und seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte, so kann dem Segen des Sonntagfriedens sich keiner entziehen, ob er ihm auch nichts nachfrage.

Sonntagfrieden erfüllte auch Philipps Seele, als er, einer der ersten, aus dem Hause trat, bereits sonntäglich gekleidet, da er später den Gottesdienst zu besuchen wünschte. Aber der schöne Morgen lockte ihn zuvor noch einen Gang zu tun. Diesmal zog es ihn nicht nach dem Rüttihubel, sondern nach der andern Seite des Hochtälchens, in dem der Weiler Hinterforst liegt. Er hatte schon viel von der Aussicht auf dem Sonnenbühl gehört, ohne selbst noch dort gewesen zu sein. Dahin richtete er nun seine Schritte. Eine reine würzige Luft umfing ihn. Nach wenigen Schritten lagen die letzten Häuser des Weilers hinter ihm. Ein steil ansteigender mit Kurzholz bewachsener Hohlweg führte ihn in einen Tannenwald, in dem es eine Weile eben fortgieng, dann lichtetete sich der Wald, eine freundliche Wiese zeigte sich, in der einige gebräunte Häuser, der Morgen Sonne zugekehrt, lagen: der ebenfalls Sonnenbühl genannte Weiler. Philipp ließ denselben rechts liegen und wandte sich einer tannenbewachsenen Felsenkuppe zu, die dicht am Wege sich erhob. Es war der gesuchte Aussichtspunkt. Er begann sie zu erklimmen,

Aber bevor er die Höhe selbst erreicht, ein kleines Felsenplateau, auf dem der Besitzer für allfällige Besucher eine schlichte Bank gezimmert, blieb er stehen mit einem halblauten Ausruf des Entzückens. Die Aussicht, die sich ihm schon auf diesem Felsenabsatz bot, war in der That eine großartige. Fast dicht zu seinen Füßen, scheinbar nur durch einen dunkeln Föhrenwald getrennt, dessen Spitzen die Sonne vergoldete, dehnte sich die weite Ebene bis hin zum Fuß des Gebirges, von dem schimmernden Fluß durchzogen, der hier einer seltsamen Laune folgend eigenartige Krümmungen macht. Die zahlreichen Ortschaften, die dem Blicke sich boten, meist in einem Obstwald versteckt, aus dem nur der Kirchturm hervorragte, zogen sich entweder am Rande der gewaltigen Ebene hin oder bildeten freilich nur vereinzelt dunkelgrüne Inseln in der Ebene, die sonst ohne Baumwuchs ein helleres Grün oder mattes Gelb zeigte. Den Gesichtskreis begrenzten die reinen Linien des Gebirges, dessen einzelne Erhebungen Philipp schon als Knabe zu benennen wußte. Noch nie aber hatten diese Berge einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, wie in dieser feierlichen Klarheit eines Junisonntagmorgens: und als nun aus der Tiefe das Frühgeläute eines wegen seiner schönen Glocken berühmten, hier dem Auge nicht sichtbaren Dorfes herausdrang, getragen von der reinen Morgenluft, da faßten Schauer der Andacht die Seele des jungen Lehrers; eine ähnliche Empfindung durchflutete ihn, wie sie den Dichter beseelt haben mag, als er sein unsterbliches Lied betete, das nun auch in ihm nachklang: „Das ist der Tag des Herrn . . .“

Das Geläute war verstummt, wie wenn es der Wald zu seinen Füßen verschlungen hätte; Philipp wandte sich, den letzten kurzen Absatz zu erklimmen, als nach wenigen Schritten ein Geräusch, das er vernahm, seinen Fuß hemmte. Klang das nicht wie unterdrücktes Schluchzen? Wie unglücklich mußte sein, wer an solchem Ort und zu solcher Stunde weinte! Von dort oben mußte es kommen. Das Mitleid trieb ihn an und bald hatte er die Felsenkanzel erreicht.

Ein Blick über die auf der Bank daselbst kauende Gestalt

genügte, um Philipp zu zeigen, wer es war. In sich zusammen-
 gesunken, das Haupt in den auf der Lehne des Bankes aufliegen-
 den linken Arm verborgen, während der rechte Arm kraftlos her-
 abhing, saß Hedwig da, Philipp den Rücken zuwendend. Ihre
 zarte Gestalt wurde von Zeit zu Zeit durch ein heftigeres Schluch-
 zen erschüttert; auf ihrem weißen Nacken lag das sonst so wohl-
 gepflegte Haar in ungeordneten Locken. In Philipp wogte ein
 seltsamer Kampf: der Kampf der Liebe. Wenige Schritte vor
 ihm rang das süße Wesen, das seine Seele liebte, der Gegen-
 stand seiner verschwiegensten Träume im Schlafe wie im Wachen,
 rang Hedwig in bitterem heißem Schmerz, den, ob er ihn auch
 noch nicht kannte, zu stillen ihn sein ganzes Sein drängte. Aber
 durfte er in das Heiligtum eines solchen Schmerzes sich ein-
 drängen? War er, sei's auch nur als Tröster, hier überhaupt
 willkommen? Würde sie seinen Trost nicht am Ende als unbe-
 rechtigt und aufdringlich zurückweisen? Und wie würde er dann
 dastehen, vor ihr und vor sich selbst! In ihrem leiden-
 schaftlichen Schmerz hatte die Tiefbetrübte das Kommen Philipps
 nicht bemerkt, wußte nichts von seiner Nähe. Aber auch Philipp
 stand da, schwankend, den Atem zurückhaltend, an eine schlanke
 Lärche sich klammernd, unschlüssig, ob er vortreten, ob er gehen
 solle Wenn er in solcher Stunde sich eindrangte in
 Hedwigs Schmerz, dann gab es nur ein Recht dazu, das Recht
 der Liebe.

Im Leben des Menschen der heiligste Augenblick ist es, wenn
 ein Herz sich dem andern erschließt, eine Seele der andern sich
 ergibt auf Leben und Sterben. Dann scheint es, als ob die
 Welt versunken oder vielmehr zu einem Garten Eden geworden,
 in dem nur die Liebenden allein seien, wie Adam und Eva einjt im
 Paradiese. Früh genug müssen auch sie erkennen, daß der Acker,
 der sie trägt, ebenfalls Dornen und Disteln hegt; daß neben der
 Liebe die Arbeit steht, die uns nur im Schweiß des Angesichts
 unser Brot essen läßt. Aber die Erinnerung an jene selige
 Stunde im Garten Eden, den Schöpfungsmorgen jeder echten
 Liebe, wirft ihren verklärenden Glanz über das ganze Erdenleben,

es versöhnend und heiligend. Ein Frevel ist es daher, wo immer menschliche Neugier hineinzudringen sucht in das seligste und tiefste Geheimnis des Menschenlebens: wie Seele zu Seele sich gefunden.

Die Sonne ist höher gestiegen; ihre Strahlen fallen immer senkrechter. Das muntere Gezwitzchen der frühen Sänger ist verstummt; vor der steigenden Wärme haben sie sich in das kühlere Dunkel des Waldes zurückgezogen. Dagegen erwacht die feinere Musik des hellen Sommertages in Gebüsch und Gras. Mit dem würzigen Duft des kurzen kräftigen Grasses, das mit allerlei Bergkräutern durchmischt ist, dringt das eintönige betäubende Gezirp einer Grille aus dem Boden hervor, der bald darauf eine andere antwortet aus weiterer Ferne. Zwischen den schlanken Palmen und Gräsern, den dunkleren Krautstengeln regt sich tausendfaches geheimnisvolles Leben, schwirrt, zuckt, kriecht, flimmert und hüpfet es am braunen Boden hin, über den weißen Sand, auf dem glatten Felsen und vereinigt sich zu einem sinnverwirrenden Konzert, dessen Grundton dem Brummen eines im Wald verborgenen Orgelbasses gleicht, von einem helleren feinen dustigen Oberton begleitet. Von Blume zu Blume taumeln bald farbeuglühende Schmetterlinge, bald schlichte Kohlweißlinge mit metallischem Glanz. Das letzte Zeichen der Glocken zur gottesdienstlichen Feier des Sonntags tief unten im Thal ist längst verhallt; die Beiden auf dem Sonnenbühl haben's nicht geachtet, achten nicht auf das Leben um sie her, in Busch und Wald zu ihren Füßen. Noch sind sie allein und doch nicht allein; an Philipps Brust ruht Hedwigs Haupt. Sie haben sich schon viel gesagt, sich ausgefragt über das uner schöpfliche Thema aller Liebenden, wenn sie einmal sich gefunden: „wie's auch gekommen sei!“ Nun sind sie müde und blicken still und selig in die weite glänzende Welt vor ihnen, heben ihre Blicke auf zu den Bergen. Aber nicht lange und ihr Auge sucht wieder, was ihnen als das Röstlichste erscheint, herrlicher als Strom und Berg und See und das leuchtende Blau des Firmaments: das Auge des andern.

„Und nun mein Lieb',“ unterbrach nach längerer Zeit Philipp

das selige Schweigen der beiden, „was hat dich denn vorhin so tief betrübt?“

Über die soeben noch sonnenhellen Augen Hedwigs huschte es, wie eine Wolke über das Spiegelbild des Himmels im klaren Teiche gleitet.

„Laß das jetzt!“ erwiderte sie, sich dichter an Philipp schmiegend.

„Mein, sag' es mir; du weißt ja, geteiltes Leid ist nur halbes Leid!“

„Nun, wie du willst; aber dann muß ich dir alles sagen!“

Und sie ließ vor dem Aufhorchenden das ganze Bild ihrer freudlosen Jugendzeit vorüberziehen. Das älteste Kind einer zahlreichen Familie, hatte sie es frühe schon streng gehabt, da die Mutter in Folge der vielen Wochenbette stets kränklich war. Der Vater aber war, so lang sie sich erinnern konnte, mürrisch und finster und hatte etwas Verschlossenes in seinem Wesen. Die Mutter starb dann auch verhältnismäßig früh, wie es hieß an der Auszehrung; doch schien auch ein geheimer Kummer mit an ihr gekehrt zu haben, und die ganze Sorge einer nicht kleinen Haushaltung lastete von da an auf den Schultern der noch nicht fünfzehnjährigen Hedwig. Es waren aufreibende Jahre gewesen, und sie dankte es einzig ihrer bei aller Zartheit zähen Natur, daß sie damals nicht einfach der Last erlegen, umso mehr als der Vater seit dem Tode seiner Frau sich der Haushaltung noch weniger als vorher annahm. Ja, der Kummer über seine Vereinsamung und der Zorn über sein „ungerechtes Schicksal“, wie er es nannte, trieb den Unglücklichen mit der Zeit ins Trinken. Es war für Hedwig ein unvergeßlicher Abend, als der Vater zum ersten Mal betrunken heimkam. Zu ungewohnter Stunde war er heimgekommen, und da er unten niemand fand, weil Hedwig zu dem unruhig gewordenen Kleinsten in die Kammer hinaufgeeilt war, war er die Treppe heraufgestampft und hatte unter fürchterlichem Boltern, während die Kinder eins nach dem andern erwachten und ob dem Ungewohnten jämmerlich schrieten, zu essen verlangt. Und als sie mit bebenden Knien

in die Küche gehuscht, Feuer gemacht und eine Eierspeise bereitet, die sie dem Vater brachte und die dieser sonst liebte, hatte er die Platte auf den Boden geworfen und gefragt, ob er denn ein Hund sei, daß man ihm nicht einmal Fleisch gebe. In Todesangst war sie darauf in ihre Kammer geeilt; als aber unten alles ruhig geworden, hatte sie die Stubentüre ruhig geöffnet; da saß der große starke Mann hinter dem Tisch, das Gesicht in den Händen vergraben und weinte bitterlich. Als er seine Tochter gesehen, war er aufgestanden und hatte ihre Hand ergriffen; nicht mehr hatte er zu stammeln vermocht, als: „Glaube mir, wenn die Mutter noch lebte!“ Dann war der Vater still in seine Kammer gegangen. „Warum ich dir das alles so ausführlich erzähle? Weil mit jener Stunde erst mein wahres Elend angegangen. Bald hatte selbst die Erinnerung an die Selige alle Gewalt über den Armen verloren. Anfänglich hatte er noch seltene nüchterne Stunden, in denen er dann sein Elend einsah und heulte, daß sich Steine hätten erbarmen können; aber diese Augenblicke wurden immer seltener. Als er gar einst im halben Rausch sich an seinen Webstuhl setzte und ein kostbares Stück Seide verderbte, verzichtete der Fabrikant zwar auf Ersatz, weil der Vater jahrelang einer seiner besten Arbeiter gewesen; aber er gab ihm keine neue Arbeit mehr. Kurz darauf warf ihn ein heftiges Fieber aufs Bett; sie sagten mir, es sei die Lungenentzündung; aber ich wußte es besser, ich hatte einmal in einem Buche gelesen, was es bedeutet, wenn ein Fiebernder Mäuse sieht. Und Mäuse sah er überall: sie sprangen auf seine Bettdecke, sie hüpfen auf dem Fußboden umher, sie liefen den Wänden entlang, selbst auf der Diele trieben sie ihr Spiel. Zum Glück nahte die Auflösung. Merkwürdig, wenige Stunden vor seinem Tode wurde er sonderbar klar; er beehrte nach seinem Jugendfreund, dem Ratsherrn Golder, und besprach mit ihm unsere Zukunft; dann ließ er mich kommen, dankte mir und sprach in rührenden Ausdrücken von der Mutter; ich war so selig, das war wieder mein Vater . . . aber dann kam's wieder, Golder führte mich hinaus, auch meine Geschwister durften ihn

nicht mehr sehen. . . . Als der entsetzliche Kampf vorüber war und ich wieder herein durfte, um allerlei ordnen zu helfen, lag ein Tuch auf seinem Gesicht und Golder bat mich, es nicht zu berühren, wenn das Andenken des Vaters heilig bleiben solle. . !

Für die andern sorgte die Gemeinde. Der Better Geierwirt kam, den ich früher nie gesehen, finster, starr, gemessen. „Die da kommt mit mir!“ entschied er kurzer Hand, als er mich sah. Ich wußte nicht viel von ihm, als daß er einst eine wunderschöne Frau gehabt haben soll, die ihm aber früh nach kinderloser Ehe gestorben. Er war damals, seit reichlich zwanzig Jahren nach Hubelwies gezogen und hatte sich zuerst in einem entlegenen Weiler, ich glaube in der Kohlstrütti, niedergelassen; inzwischen fallierte der frühere Geierwirt — du weißt, der „tolle Franz“ — und zu aller Erstaunen wies es sich, daß der Better dessen Hauptgläubiger gewesen, ohne daß man recht wußte, wie er es geworden. Er zog darauf den Geierhof an sich, wo er, bis ich kam, das heißt bis vor drei Jahren, nur mit Dienstboten gewirtschaftet hatte. Jetzt wollte er jemand eigenen, weil er oft fort müsse, und da ich, seit zwei Jahren konfirmirt, mich schon daheim hatte tüchtig tummeln müssen, schien ich ihm hierfür zu passen. Mich freute es, aus dem alten Haus, in dem ich so viel Herzeleid erfahren, fort, noch mehr aber in die Nähe des Herrn Golder zu kommen, der mir auch seinen Beistand versprach. Ich hatte schon von Anfang an mehr Vertrauen zu ihm als zum Geierwirt. War doch der Ratsherr Golder, ich kann mir freilich nicht recht erklären, warum er und nicht mein Better — zu meinem Vormund bestellt worden, da noch ein wenig Vermögen von meiner Mutter her vorhanden war. Die ersten zwei Jahre nun schien es ordentlich zu gehen, wiewohl mir manches im Geierhof nicht gefiel, das ich mir freilich nicht erklären konnte. Im letzten Jahre aber machte ich eine Entdeckung, die mich erschreckte. Der Better, der bis dahin die Mäßigkeit selbst gewesen, fing an zu trinken. Ganz an meinen Vater gemahnte es mich; ach, ich kannte es noch zu gut. Früher hatte er noch selbst Betrunkene, die zu ihm kamen, uerbittlich aus dem Haus gemiesen und

seinem mehr etwas verabreicht. Jetzt trank er selbst, erst hie und da und heimlich, nicht vor den Gästen, und Anfälle von Reue fehlten auch nicht. Bald aber nahm er sich vor den Gästen weniger in Acht. Er fing an, was er vorher auch nie getan, mit ihnen zu spielen, dann mit ihnen zu trinken. „Auf dem Geierhof ist ein lustiger Wirt“ hieß es jetzt bald; und es stellte sich das Volk der Wirtshaushocker und Kartenspieler ein, das sonst gern die rechten Wirtshäuser meidet und auch bisher den Geierhof gemieden. Und noch etwas erschreckte mich: wenn die lärmende erhitzte Schaar die Wirtsstube verlassen hatte und der Better allein zurückblieb im erhellten, vom Weindunst erfüllten Zimmer, dann konnte man ihn oft noch stundenlange Selbstgespräche führen hören, indem er mit langen Schritten auf- und abging. Erst verstand ich nicht viel davon: Zahlen und Nummern, lange im Kopf ausgeführte Berechnungen. Aber leztthin erlangte ich Gewißheit. Ich ahnte schon lang, daß hinter seinen geheimen Verhandlungen mit dem Advokaten und dem Hausiersepp, von denen ich ängstlich ferngehalten wurde, nichts Gutes stecken konnte und daß es mit seiner Aufgeregttheit zusammenhing; aber ich wußte nicht, um was es sich handelte. Gestern Abend nun war er auch in die Lesegesellschaft gegangen. Früher als sonst kam er heim und zwar mit dem Advokaten; unsere Gäste waren schon fort. Kaum trat er ins Zimmer, so schlug er, ohne auf meine Gegenwart zu achten, auf den Tisch und brüllte — ach, Lieber, ich kann es dir nicht wiederholen, was er alles sagte; aber ich merkte bald, daß es sich um dich handle. „Der soll uns nicht mehr ins Handwerk pfuschen“, sagte er, „keinen Menichen geht's etwas an, ob ich ein „Kaiser“ bin oder nicht.“ Der Advokat gab ihm freilich einen Wink; aber es war zu spät, auch mochte er an meinen entsetzlichen Mienen gesehen haben, daß ich den Zusammenhang verstanden. Er ließ Wein kommen und trank hastig und unsinnig ein Glas nach dem andern, nachdem er mir befohlen, in der Küche aufzubleiben. Als der Advokat fort war, rief er mich herein. Ich sah sofort, daß er schwer betrunken war und wollte ihm ausweichen; aber schon hatte er mit eisernem Griff

mein Handgelenk gepackt und schrie: „Dirne, wenn du mich ver-räthst“ und als ich etwas erwidern wollte, fuhr seine geballte Faust auf mich nieder.

Wie ich in meine Kammer kam, weiß ich nicht; in mein Bett bin ich nicht gekommen. Ich hatte mich aufs Bett geworfen und sann nur dem einen nach: der ungeheuren Schmach, die mir geschehen! Der Morgen graute, ich war noch wach, durchs offene Fenster drang das traumhafte Schluchzen einer verfrühten Amsel zugleich mit der frischen Morgenluft. Ich verließ still das Haus und kam hieher, an mein Lieblingsplätzchen. Was mit mir geschehen sollte, ich wußte es nicht; aber ich sah die nächste Zukunft, wenn ich wieder in jenes Haus kehrte, so klar, nüchtern und deutlich vor mir. „Die Steiner treiben's zuletzt alle so!“ hatte einst ein übermütiger Gast, wohl ohne mich zu kennen, ausgerufen, als der Geierwirt sich wieder betrunken. Das war's eben. Immer konnte es nicht so gehen und das Ende mußte einmal kommen, das Ende meines Vaters! Und nun durchzuckte mich's mit einem Male: war nicht gerade heute sein Sterbetag, heute vor drei Jahren? Sieh, das war's weswegen ich wieder weinen konnte!“

Mit wechselnden Empfindungen hatte Philipp dem Bericht gelauscht. Ab und zu ballte sich seine Faust, und als er von dem Schlag gehört, der seine Geliebte getroffen, überzog Leichenblässe sein Gesicht, während er sich hastig erhob. Sie aber hatte ihn wieder zu sich herniedergezogen, ohne sich zu unterbrechen. Und als er jetzt mit liebkosender Hand über ihren Scheitel strich, fuhr sie fort:

„Siehst du, wenn auch die letzten Monate noch so dunkel und trüb waren, so leuchtete mir doch ein Stern, und der warst du! Freilich so weit, so weit, unerreichbar weit schienst du mir. Aber wie ich dich gesehen, gleich das erste Mal, wußte ich: „Der ist's!“ O, wie ich dich da schon so lieb hatte und du warst auch so lieb, so gut. . . . Es hat's freilich niemand geahnt, und ich hätte mich auch so geschämt; aber damals habe ich mich doch

schiet verraten, als du das zweite Mal mit Golder oben warst! Ich wußte ja nicht, was das werden sollte, aber es gab mir doch recht viel Trost und Kraft, und auf das „Alpenrösli“ freute ich mich allemal grad wie ein Kind auf Weihnachten. Freilich, was ich von dir denken oder gar erhoffen sollte — ach, ich dachte lieber nicht daran! Und dann kam auch wieder dann und wann ein so törichtes Geschwätz; euer Ausflug auf den Rigi und nachher das Gerede von dir und der Frida. . . Da hab' ich wieder manchmal im Stillen geweint und es wäre ja auch möglich gewesen, wenn ich's heute gleich anders weiß. . . . Oder, Lieber, Süßer?“

Lachenden Mundes erzählte nun Philipp, was wir von jener Rigi-fahrt schon wissen, dann wurde ihr Gespräch immer leiser und verlor sich zuletzt im seligen Liebesgeflüster. . . .

Ein heißes Mittagszittern ging durch die Luft, tiefe Stille herrschte rings umher, nur eine einzige Grille zirpte unverdrossen weiter.

Endlich erhoben sich die Liebenden. Es war ausgemacht, daß Hedwig nicht mehr in den Geierhof zurückkehren solle, sondern zu ihrem Vormund, dem Rathsherrn Golder, gehen und ihm das im Geierhof Vorgefallene erzählen sollte. Am Abend würde sich dann auch Philipp einstellen und seinem väterlichen Freund das Weitere berichten, um mit ihm dann zu beraten, was nun geschehen solle.

Noch einmal sahen sie sich schweigend in die Augen; dann trennten sich ihre Wege. Hedwig schlug den näheren dem Weiler zu ein; Philipp stieg den steileren Waldweg hinab, und als er im Walde drin angelangt, löste sich aus seiner Brust ein langhinhallender Jauchzer.

VII. Kapitel.

Ein Krankenbesuch.

Die Besprechung im Hause Golders an jenem Sonntag hatte zu einem alle Teile befriedigenden Resultat geführt. Golder war anfänglich nicht wenig erstaunt und redete allerlei von Übereilung und unbesonnenen Schritten; aber er verstummte, als ihm Hedwig von den jüngsten Vorgängen im Geierhof erzählte. Man beschloß, Hedwig solle in allem Frieden ihr Verhältnis zum Geierhof lösen und gänzlich zu Golders herüberziehen. Hier sollte sie der alternden Frau Ratsherr die Hausgeschäfte besorgen helfen und daneben an ihrer Aussteuer arbeiten; war sie doch, noch von der verstorbenen Mutter dazu angeleitet, eine ganz geschickte Weißnäherin und hoffte auch später in ihrer Ehe durch ihre Arbeit etwas zu den Kosten eines gemeinsamen Haushaltes beitragen zu können. Ihr Verhältnis zu Philipp sollte, soweit es bei den engen dörflichen Beziehungen möglich war, vorderhand ein geheimes bleiben. Mit Frau Babette Vogel hatte Philipp wenige Tage darauf eine eingehende Besprechung gehabt. In derselben hatte sie anfänglich, in sonderbarer Aufregung, die an ihr doppelt ungewohnt war, halb lachend, halb weinend, ihrem „Pflegetohn“ nach dessen Geständnissen darüber Vorwürfe gemacht, daß er über einer „Aufwallung des Augenblicks“, wie sie es nannte, so viele bessere und reichere Partien ausgeschlagen. War es doch ein zu heftiger Schlag gegen alle ihre aufgewandte Diplomatenkunst und allzeit behaupteten Lebensprinzipien. Als aber Philipp von Golders Zustimmung gesprochen, den sie aufrichtig schätzte, da hatte sie schon verständnisinnig gelächelt, besonders nachdem der Lehrer die Worte des Ratsherrn wiederholt: „er wolle für Hedwig wie für seine eigene Tochter sorgen“, und hatte sich dann zufrieden gegeben. Als sie hierauf Hedwig selber kennen lernte, die ihr sofort mit töchterlicher Herzlichkeit entgegenkam, schwanden ihre Bedenken völlig, und die Einfachheit

und Geradheit, sowie die bescheidene Tüchtigkeit des Mädchens nötigten ihr im Stillen Achtung vor demselben ab. Für Philipp aber brach jetzt eine selige Zeit an. Zwar lag er tagsüber mit ungebrochenem Eifer und vermehrter Freude seinen verschiedenen Pflichten ob. Aber es schien ihm oft, als wollte der Tag kein Ende nehmen. Und während er sonst nach Beendigung der Schulzeit gerne einen der Büchel erstiegen oder dem Wald zugespilgert, setzte er sich sofort nach dem Kaffee wieder in die Schulstube, korrigierte die Hefte und bereitete sich bis zum Nachtessen auf den folgenden Tag vor. Nach dem Abendessen aber ging er regelmäßig zu Golder, wo er das geliebte Mädchen meist noch an der Arbeit fand, wie sie, etwas blaß und übermüdet, das Mädchen an der Maschine laufen ließ oder über ein weißes Binnengebückt eifrig näherdarsaß. Bei seinem Eintritt aber röteten sich ihre Wangen, sie stand rasch auf und eilte ihm, die Arbeit auf die Seite legend oder bei seinem Anblick versteckend, mit herzlichem Gruße entgegen. Damit war auch das Zeichen für den Feierabend gegeben, den die Liebenden, so lange die Abende noch so hell waren, allein oder in Gesellschaft Golders, der gemüthlich sein Pfeisichen rauchte, auf dem Bänkehen hinter dem Hause, von niemand gesehen, zubrachten. Die Aussicht war wundervoll daselbst; nach rechts war der See durch einen vorstehenden Büchel, dessen sanfte Linie in sein Wasser zu tauchen schien, abgeschnitten, so daß nur ein dreieckiger Ausschnitt des Sees, in den in weiter Ferne noch eine Landzunge hineinragte, sich dem Blicke zeigte. Unbeschreiblich schön aber waren in diesem Hochsommer vor allem die Sonnenuntergänge; an den längsten Tagen schien das glänzende Gestirn beinahe in den See selbst einzutauchen. So auch an einem Abend, als die Liebenden wieder, Hand in Hand, auf ihren Bänkehen saßen. Bleiern und trüb lag der See im Osten und die Nacht schien schon daselbst ihre Schleier zu weben. Gegen Westen hellte sich das Himmelsgewölbe vom tiefen Blau im Zenith bis zum hellen Orange am Horizonte. Die Sonne war hinter eine Wolkenbank gesunken, deren beide Ränder vergoldend, während von ihr aus bis weit

nach Osten ein greller breiter roter Streifen lief; wie eine klastende Wunde. Auf einmal trat der untere Rand der Sonne, scheinbar nur wenig über dem Wasserspiegel, aus der Wolkenbank und ihre Strahlen entzündeten im See selbst eine zweite Sonne von gleichem unerträglichem Glanze, deren Glut mit jener am Horizont zusammenfluteten, oben und unten brennende Brücken schlagend, bis auch diese von ihrer eigenen Glut verzehrt zusammenbrachen und die ferne Tiefe beide Sonnen zumal zu verschlingen schien. In schweigendem Glück, das wunderfame Schauspiel betrachtend, schauten Hedwig- und Philipp noch dem goldenen Bergglühen am Firmamente zu, bis auch der letzte Schimmer auf See und Himmel geschwunden war. Und erst auf Golders Mahnen, daß es nun Zeit sei, trennten sie sich.

An einem Samstag Nachmittag wanderte Philipp der Steinwies zu, einen kranken Schüler zu besuchen. Dieser, ein stiller, blasser, etwas eingeschüchterter Knabe, war schon den ganzen Sommer über öfters daheimgeblieben eines Fußleidens wegen und hatte nun seit drei Wochen die Schule gar nicht mehr besucht. Da Philipp nicht glaubte, er habe seine Pflicht getan, wenn er so und so viel Stunden unterrichtet und so und so viel Hefte forrigiert; sondern auch außer der Schule warmen Anteil nahm am Wohl und Wehe seiner Schüler, so hatte er auch schon seit einiger Zeit sich vorgenommen, nach dem kranken Uli zu sehen, war aber erst heute dazu gekommen. Eine goldene Herbstsonne lag über dem fatten fast grellen Grün der Hänge, an denen er emporstieg. Auf Philipps Herz aber lag es schon lange wie ein geheimer Druck, und auch jetzt mußte er über das nachdenken, was ihn seit einiger Zeit beschäftigte. Es betraf das Verhalten der Bewohner seines Schulbezirks gegen ihren neuen Lehrer. Unjünglich, im ersten Rausch seines neuen Liebesglückes hatte er nicht darauf geachtet, daß es eine merkliche Änderung erlitten. Aber es konnte ihm doch auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Seit jenem Abend in der Lesegesellschaft hatten sich im Weiler zwei Parteien gebildet, die eine für ihn, die andere gegen ihn. Und da das Völklein, unter dem er lebte, von jeher leiden-

schaftlich und leicht erregt, allem und jedem gerne eine persönliche Spitze lieh, so hatten sich auch hier gleich Persönlichkeiten gefunden, die ihren Vereuen jeweilen die Parole ausgaben. An der Spitze der einen stand der Schäflewirt; es war die Partei der Gutgesinnten, die dem Lehrer für sein „mannhaftes“ Auftreten Dank wußten und ihn vor jeder Verunglimpfung in Schutz nahmen. Aber ihr gehörten weitaus die wenigsten an; unabhängige Leute, wie Florian Meier selbst oder solche, die aus Abneigung oder Feindschaft gegen den Widerpart sich dieser Seite anschlossen. Sie verhehlten es freilich am Anfang dadurch, daß sie sich selbst etwas pharisaisch die „Guten“, ihre Gegner kurzweg die „Andern“ nannten. An der Spitze der „Andern“ stand der Advokat. Man hatte aber den Eindruck, als ob weiter Persönlichkeiten hinter ihm ständen, denen es aus irgend einem Grund unangenehm sei, sich persönlich in den Streit der Parteien gezerzt und ihre Namen an den Wirtstischen der Diskussion preisgegeben zu wissen. Obwohl mehr im Geheimen wühlend — denn es galt damit wieder Propaganda für die Lotterie zu verbinden — entfalteten die „Andern“ weitaus die größere Tätigkeit. Vor allem suchten sie „Stimmung“ gegen den Lehrer zu machen, der ihnen in der Tat mochte unbequem geworden sein. Als wahrer Commis voyageur der künstlichen Unzufriedenheit tat sich der Advokat hervor. Unermüdlich war er auf den Beinen, bald da bald dort auftauchend, selbst in den entlegentsten Weilern, und seine Beredsamkeit wußte dem verschuldeten Kleinbauern, wie dem spielhungrigen Weber bald klar zu machen, welche Gefahr für sie bestehe, „wenn der verfl. . . . Schulmeister anfangt, sich in alles zu mischen.“ Da die „Andern“ ihre Gegner, die „Guten“, selbstverständlich nicht als solche wollten gelten lassen, so nannten sie dieselben die „Unteren“, sich selbst die „Oberen“. Dies alles war nach und nach unserm Philipp zu Ohren gekommen, ihm zugetragen durch jene mitleidigen Seelen, wie sie auf keinem Dorfe fehlen und denen es keine Ruhe läßt, bis der Nachbar alles weiß, was seine lieben Nächsten von ihm denken. Daran dachte der junge Lehrer auch jetzt auf seinem Weg nach der Steinwies;

was ihn aber am meisten betrübte, war die Wahrnehmung, daß der Geist der Alten schon in die Jungen gefahren, daß die Zwietracht bereits unter den Schülern herrschte und daselbst nicht minder seltsame Früchte zeitigte, als bei den Großen. So hatte er einst den Sohn eines „Anderen“, zufällig den trotzigsten Schlingel der ganzen Schule, vorgenommen und, noch nicht angehaucht von der Empfindlichkeit moderner Pädagogik, nach altväterischer Weise gezüchtigt. Der Junge heulte, er wisse es schon, der Schulmeister schlage ihn nur, weil sein Vater ein Oberer sei. Und ein anderer, diesmal das Fröchtchen eines Unteren, hatte in ähnlicher Lage geschrien: „Laß mich gehen, wir gehören zu den „Guten“! Selbstverständlich kümmerte sich der junge Lehrer weder um die eine, noch um die andere Stimme, sondern waltete nach wie vor, mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken. Aber dennoch betrübte ihn dieser Geist der Zwietracht, den seine Kinder von Hause mitbrachten und der bei dem damit verbundenen Mißtrauen gegen den Lehrer seinem Wirken den besten Segen rauben mußte.

Diese Gedanken erwachten wieder, als Philipp auf Steinwies angelangt, das Haus Ullis betrat. Schon von weitem hatte er das eintönige Geräusch des Webers aus dem Keller vernommen, wo der Vater mit zwei erwachsenen Söhnen am Webstuhl saß. Er ging durch den Gang, der Stall und Scheune vom Wohnhaus trennte und holprig und dunkel war; eine Türe mit einem alten hölzernen Schloß führte zunächst in eine ebenfalls ziemlich dunkle Küche, von der eine Treppe zu der Kammer hinaufführte. In der Stube saßen die Mutter und zwei jüngere Töchter, eifrig hantirend an ihren Rahmen, und legten die Scheeren auch während des folgenden Gespräches nicht weg. Ein kleiner Bub, den man wahrscheinlich noch auf seinen Sessel heben mußte, trieb mit tropfenden Fingern das Spulrad, mit dem er für Vater und Brüder spulte und dessen schnarrendes Geräusch die Unterhaltung ebenfalls erschwerte.

„Oh, seid Ihr da!“ rief die Mutter hinter ihrem Stickerahmen hervor, während die Mädchen erröteten und sich zunichten und

der Bub den Lehrer, den er noch nicht kannte, verwundert anglozte. „Ihr kommt gewiß nach unserm Uli sehen; aber die Ehr! Das hätten wir nicht erwarten dürfen.“ Und als der Lehrer verwundert etwas erwidern wollte, fuhr jene schon wieder fort. „Man sagt halt ihr seid gar ein Stolzer und Fürnehmer und habet es nur mit den Reichen und die „Oberen“ möget Ihr schon gar nicht leiden, und weil mein Mann, leider Gottes, ein „Oberer“ ist, so hab' ich gemeint, Ihr fragt unserm Uli auch nichts nach.

Philipp seufzte innerlich, während er ruhig erwiderte: „Liebe Frau, ob Guer Mann ein Ueberer oder ein Unterer ist, wie Ihr sagt, weiß ich nicht, und es geht mich auch nichts an; Euren Uli aber hätte ich schon lang gern besucht und es ist mir leid, daß es bis jetzt nicht geschehen konnte. Wie geht's ihm?“

Etwas beruhigt sagte die Mutter, es werde wohl besser sein, wenn er selber nachsehe, stand auf und geleitete den Gast selbst in die Kammer, wo Uli lag. Ein Blick in dessen leidendes Gesicht zeigte Philipp, was er schon längst vermutet, daß dessen Leiden ein tuberkulöses sein müsse. Vor dem Knaben aber erzählte die Mutter mit schonungsloser Offenheit, bei der es den Lehrer oft fröstelte, dessen Leidensgeschichte und den Befund der Ärzte. Von einem Quaksalber zum andern waren sie gerannt, mit allen Mitteln haben sie's probirt, auch mit der Sympathie, die sei sonderbar gut, habe der alte Hirschberger gemeint; aber es habe alles nichts genützt. Endlich seien sie zu einem Stadtdoktor. Man sollte halt dem Buben den Fuß abnehmen, habe der gemeint, aber nach einer Weile beigefügt, er hoffe, er sterbe vorher noch; er wolle ihn lieber nicht plagen; sie solle jetzt nur mit Umschlägen weiter machen. Und sie habe denken müssen, wenn's doch Gotts Willen wäre und der Doktor Recht habe, so wär's am Ende das Beste so. Der Bub' habe sie schon weit mehr gekostet, als sie an ihm verdient hätten, und gehe es, wie es wolle, so sei er auf lange hinaus zum Verdienen nichts mehr und dazwischen müßte doch fortgedoktert werden. Wenn er nicht

immer so viel Lumpenzeug hätte schlucken müssen, so hätten sie schon lang eine Kuh mehr im Stall: aber so brächten sie's einmal zu nichts. Wenn Gott ihm daher, dem Uli da drin — das jagte sie vor der Stubentüre, aber doch laut genug, daß es der Kranke auch noch hören konnte — in Wäldern ein seliges Ende gäbe, so könnten sie's am End noch richten und auf einen grünen Zweig kommen: der Vater schimpfte so wie so, ob die Kuhfaberei noch nicht bald aufhöre. Schweigend und mit innerem Schauer hörte der junge Lehrer diese Äußerungen einer Mutter, die gewohnt war, die Kinder ihres Leibes nur nach dem Nutzen zu schätzen, den sie abwarfen und der ein Krankes überflüssig, weil nutzlos und ein Hindernis erschien. Kaum hatte er zwischen das betäubende Geschwätz der Mutter hinein dem Knaben, der stumm, aber mit einem unsäglich traurigen Ausdruck im Blick zu dem geliebten Lehrer emporgeschaut, einige freundliche, aufmunternde Worte sagen können. Traurigen Herzens verließ er das Haus, ohne auf den gewohnten Abschiedsgruß zu antworten.

Philipp machte einen Umweg, um nach Hause zu gelangen, und schlug die Richtung nach dem Grate ein, statt den Pfad zu nehmen, auf dem er gekommen. Er sehnte sich nach einem erquicklichen Ausblick, der ihm die Seele weite, nachdem er einen so schmerzlichen Einblick in die Nachtseite der selbstsüchtigen Menschennatur getan. Da, bei einer Biegung des Weges, stieß er unvermutet auf den Pfarrer, der von einer andern Seite herkommend, dieselbe Richtung verfolgte. Herzlich begrüßten sich die beiden Männer und setzten dann gemeinsam den Weg fort. Nach einer kurzen Pause aber begann der Pfarrer:

„Und nun, was sagen Sie zu unsern Hinterforstlern?“

Philipp war zuerst über diese direkte Frage des Pfarrers erstaunt; es war sonst nicht dessen Art, sich in solche örtliche Verhältnisse zu mischen. Aus dem Ton der Frage aber hörte er heraus, nicht nur, daß der Pfarrer wohl besser unterrichtet war über das Vorgefallene, als er wähnte, sondern auch, daß in seiner Frage nicht bloße Neugierde, sondern warme herzliche

Teilnahme lag. Diese Wahrnehmung gab dem jungen Lehrer Mut, und im Weiterstreiten schüttete er daher dem Pfarrer sein ganzes Herz aus; nur sein tiefstes Glück verschwieg er ihm noch. Sonst verbarg oder beschönigte er nichts, sondern schilderte ihm alle seine Kämpfe und Sorgen, seine Wahrnehmungen und Befürchtungen, besonders aber seinen Kampf gegen den Lotterieteufel, in dem er das Krebsübel seines Bezirkes erkannte. Der Pfarrer hörte aufmerksam zu; bald lächelte er vor sich hin, bald schüttelte er den Kopf oder unterbrach den Redenden mit einer kurzen Zwischenfrage. Als Philipp endlich geendet sagte er:

„Vieles, was Sie mir sagen, ist mir nicht neu; auch von Ihrem Auftreten in der Lesegesellschaft habe ich schon lange gehört und Ihren Mut bewundert, selbst wenn ich mir sofort sagen mußte, daß Ihr Vorgehen aussichtslos sei und die Folgen nach sich ziehen müsse, die nun eingetroffen sind. Glauben Sie mir, lieber Freund, unter allem diesem habe ich auch schon schwer geseufzt, und ich könnte der Lotteriesucht Ihres Bezirkes noch anderes in der Gemeinde an die Seite stellen: die Habsucht und den Geiz etwa unserer Hablichen im Dorf. Jedes Dorf, jeder Bezirk, ja jeder Weiler hat nun einmal seine besonderen Sünden, und die Wurzeln derselben liegen gemeiniglich tiefer, als wir in unserer Kurzsichtigkeit wähen. Die Vererbung und Gewohnheit spielen auch hier eine Rolle und lassen gar oft eine bloß latente Neigung in der Volksseele noch nach Jahrzehnten zu einer unerwarteten und eigenartigen Ausprägung gelangen. Selbst Tugenden können so in ihr Gegenteil verwandelt werden, wo das zu ihnen gehörende Correctiv fehlt: Sparsamkeit ohne Mäßigung wird zum Geiz; Erwerbssinn ohne sittlichen Ernst treibt die Leute etwa dem Lotterieteufel in die Arme; Arbeit ohne Gottesfurcht macht den Menschen zum Lohnsklaven; die Beispiele können Sie übrigens selbst nach Belieben vermehren. Im einzelnen, glauben Sie mir, läßt sich da nun einmal nichts ausrichten, das Übel ist zu sehr eingerosstet, und das Gewohnheitsrecht heiligt selbst Dorfsünden, so daß, wer sie antastet, den verkehrten Gewissen der Dorfleute oft selbst als ein Frevler erscheint. Aber, lieber Freund,

eine Rettung bleibt uns noch: sie liegt in der Jugend, und Sie wissen, wer die Jugend hat, der hat die Zukunft! Und ist auch die Arbeit an der Jugend eine langsame und unscheinbare, so ist auch hier kein Grund zum Verzagen; denn, sagt der Dichter:

„. . . aus ihrem kleinsten Kerne
Wächst dir deiner Zukunft Baum.“

Schauen darum auch Sie getrost in diese Zukunft und arbeiten Sie an Ihrem Teile daran, in stiller Pflichttreue, sie herbeizuführen, dann wird die „Verbesserung des Menschengeschlechts“ nicht nur der Traum einiger Weisen oder Toren sein, sondern zur Wirklichkeit werden.“

Der Pfarrer hatte geendet; sie waren an dem Pfade angelangt, der in raschem Abstieg zum Dorf hinabführte, während seitwärts der Weg zum Weiler zurückbog. Philipp erwiderte nichts mehr, sondern schritt, nachdem er vom Pfarrer herzlichen Abschied genommen, gedankenvoll dem Schulhause zu.

VIII. Kapitel.

Eine Feuersbrunst.

Es war November geworden. Der kurze, diesmal ausnahmsweis schöne Martinisommer, der den fahlen Hang und den buntgefärbten Wald noch bei sommerlicher Wärme einige Tage lang mit sonnigem Glanz übergoldete, war vorüber und hatte den Novemberstürmen, verbunden mit Regenschauern, die Weg und Steg aufweichten, Platz gemacht. Wer nicht gerade hinaus mußte, blieb daheim und fühlte sich glücklich, unter Schirm und Dach zu sein. Vom Tal herauf hatte der Sturm einzelne Nebelregen mit

sich gerissen, die er jetzt durch den Lann und die Mulden hinaufjagte. Von der Ebene, die im schmutziggrauen unbeweglichen Nebel lag, war nichts zu sehen, während auf den Höhen der Sturm seine ganze Wucht entfaltete. Nebel im Thal, Sturm oben: das bedeutete aber nach der Aussage erfahrener Bergbewohner in dieser Zeit eine Andauer des Sturmes für mehrere Tage und hernach reichlichen Schneefall.

Seit Hedwig den Geierhof verlassen, schien es daselbst stiller geworden zu sein. An ihrer Statt hatte der Geierwirt eine blutjunge Dirne ins Haus genommen, von der niemand recht wußte, wer sie war und woher sie kam. Ebenso hatte er statt des alten bewährten Knechtes, der bald nach Hedwigs Weggang seinem Meister den Dienst gekündet, einen frechen, wegen seiner Raufsucht berüchtigten jungen Burschen eingestellt. Derselbe hieß der Stierenfritz, weil sein Großvater einst ein bekannter Stierzüchter gewesen. Der Vater war als junger Bursche fortgezogen und bald verschollen. Eines Tages aber kam von irgend woher aus Deutschland der damals etwa vierzehnjährige Fritz, verwildert und verwahrlost, als vater- und mutterlose Waise auf dem Schub in der Gemeinde an. Seine Papiere waren vollständig in Ordnung und taten den Tod seiner Eltern, sein Bürgerrecht in der Gemeinde, sowie seine völlige Mittellosigkeit unweigerlich dar. So wurde er denn von der Gemeinde aus bei einem Bauern versorgt, hatte aber seitdem schon manchmal den Platz wechseln müssen, bis ihn Steiner zu sich nahm. Mit der schönen Jahreszeit blieben auch die Sommergäste des Geierhofes immer mehr aus; dagegen stellten sich die uns bereits bekannten Gäste, der Advokat und der Hausfriersepp immer häufiger ein und schienen jedesmal vom Geierwirt mit seltsamer Ungeduld erwartet zu werden. Stundenlang schlossen sich dann die drei miteinander ein, und ihre Verhandlungen mußten jeweilen besonders erregte sein, aus den Gesichtern der Männer zu schließen, wenn sie wieder aus der Kammer traten. Ofter ließen sich auch der Hausfriersepp und der Advokat erbitten, im Hause zu übernachten; dann wurden nach dem hastig und schweigsam verzehrten Mahle die

Verhandlungen fortgesetzt und nahmen nicht selten einen stürmischen Verlauf.

Nicht zufrieden mit dem gewöhnlichen, doch keineswegs zu verachtenden regelmäßigen Gewinn, den seine Eigenschaft als „Kaiser“ dem Geierwirt und seinen Genossen abwarf, hatte ersterer auf Betreiben des Advokaten, der wegen eines Konflikts mit der Behörde des Nachbarlandes einmal selbst nach dessen Hauptstadt gereist war, noch einen besonderen Hauptstreich vor. Der Advokat war damals einige Tage in der leichtlebigen Stadt geblieben, und das Schicksal hatte ihn gleich am ersten Tage in dem billigen Vorstadthotel, das er bewohnte, mit einem seiner ebenbürtigen Abenteurer zusammengeführt, der ein ehrlicher Börsemakler zu sein vorgab. Schon am folgenden Tag hatte sich der Advokat von seinem neuen Freunde in die Börse führen lassen und ihm hatte geschwindelt von dem, was er dort hörte und sah. Es war gerade die Zeit einer unsinnigen Haussa (Auffschlag), hervorgerufen durch ein äußerst gewagtes Spiel mit Aktien von Goldminen, von denen in Süd-Afrika mehrere neue entdeckt worden sein sollten. Obwohl Einsichtige längst vor diesem Treiben gewarnt; stand es doch gerade in hoher Blüte, als der Advokat in W. weilte und die Summen, die dort vor seinen Augen an einem Tage gewonnen wurden und deren Ziffern ihm der „ehrliche Makler“ schmunzelnd nannte, überstiegen alle seine Begriffe. Als ihn sein neuer Freund einmal bei „seiner Bank“ einführte — einem jener Schwindelgeschäfte, wie sie in solchen Zeiten dukendweise wie Pilze aus dem Boden wuchsen, — wurde der Advokat daselbst von einem würdigen alten Herrn, der einem seine Pension verzehrenden zurückgezogenen Pfarrer glich, empfangen, und als die Rede auf jene Goldminen kam, nur im Vorübergehen gleichsam gefragt, ob er nicht auch ein Geschäftchen bei ihm machen wolle. Da war sein Entschluß gefaßt. Sofort nach Abwicklung der Geschäfte reiste er heim und bei der ersten Unterredung mit dem Geierwirt teilte er diesem seinen Plan mit, den derselbe sofort genehmigte. Was irgendwie an Geld verfügbar war, wurde flüchtig gemacht; die Guthaben mit rücksichts-

lofester Strenge, freilich durch zweite oder dritte Hand, eingezogen, obwohl darüber mehrere Existenzen zu Grunde giengen, und die Ersparnisse der beiden andern dazugelegt. Das Ganze aber, eine nicht unbeträchtliche Summe, überbrachte der Advokat selbst schon nach wenigen Wochen jenem Makler, der es in seinem Beisein der Bank zur Anlage in Goldwerten übergab, natürlich gegen alle Briefe und Sicherheiten. Obwohl der die amtliche Stemplung der Wertpapiere besorgende Beamte einen forschenden Blick auf den Advokaten und den Makler warf, merkte ersterer noch immer nichts, sondern fuhr wohlgemut nach Hause mit den wohlverwahrten Scheinen der Firma Strohmeyer & Cie. in der Tasche. Daheim aber wurde von nun an täglich der Kurszettel studiert, worin der Advokat durch Vermittlung jenes Maklers sich inzwischen ordentliche Kenntnisse erworben, und so lange die Aktien stiegen, wurden die kühnsten Pläne geschmiedet.

Seit einiger Zeit aber wendete sich das Blatt. Einige feste Firmen, die mit steigendem Eckel dem immer unsinniger werdenden Spekulationstreiben zugeesehen, unter dem auch ihr Ansehen in Vælde zu leiden drohte, hatten einen Ring geschlossen, in der ausgesprochenen Absicht, dem Schwindel Halt zu gebieten. Schon machten sich die Anzeichen einer beginnenden Panik bemerkbar; die Kurse fielen rapid, die Zeitungsnachrichten wurden beunruhigender, Bankerott folgte auf Bankerott, endlich auch derjenige der Firma Strohmeyer & Cie., nachdem deren Inhaber ihr Schäfslein längst ins Trockene gebrocht. Der Makler aber hatte sogar soviel Rücksicht gezeigt, dem Advokaten den Zusammenbruch des Hauses telegraphisch mitzuteilen!

Es war ein düsterer, stürmischer Novemberabend, als der Advokat den beiden andern, die im Geierhof auf ihn warteten, die Schreckensnachricht überbrachte. Während aber der Hausierer jammernde Töne ausstieß und der Advokat verzweifelt sich in die Lippen biß, blieb der Geierwirt, obwohl er bleich geworden, merkwürdig ruhig und gelassen.

Am andern Morgen früh eilte er in die benachbarte Stadt wo er einen Geschäftsfreund hatte, um bei ihm nähere Erkun-

digungen einzuziehen. Was er dort vernahm, war geradezu niederschmetternd und bestätigte in vollem Umfange die kurze Mitteilung des Advokaten. Demnach war sein ganzes Vermögen bis auf den letzten Rappen verloren, und da er auch noch auf den Geierhof Hypotheken hatte aufnehmen lassen und dieselben verpfändet, blieb ihm so gut als nichts. Ein Verkauf des Geierhofs hätte gerade genügt, die schwebenden Verbindlichkeiten zu erfüllen und die laufenden Schulden zu decken; mehr war bei den jetzigen niedrigen Güterpreisen nicht zu erwarten; war doch auch seine letzte Berechnung, den Geierhof zu einer Art Fremdenpension zu gestalten, an dem Umstand gescheitert, daß eine andere günstiger gelegene Ortschaft seines Kreises eben erst ihre mühsam erkämpfte Bahnverbindung errungen, und alles, Gesunde und Kranke dorthin strömte, während Hubelwies von Stund an wie abgeschnitten vom Verkehr war.

In dieser seiner Verzweiflung hatte aber auch heute wieder bereits ein anderer Dämon seine Hand nach ihm ausgestreckt, der Dämon der Trunksucht, dem er seit Hedwigs Weggang immer mehr anheimgefallen. Nachdem er sich von seinem Geschäftsfreund verabschiedet, irrte er schon in der Stadt von Kneipe zu Kneipe und kam nur mit Mühe noch rechtzeitig zum letzten Zug. An seiner Station angelangt, fühlte er wieder ein unwiderstehliches Bedürfnis, sich für den etwa zweistündigen Marsch nach dem Geierhof, der seiner wartete, zu stärken. Es war zehn Uhr geworden, als er etwas schwankend die letzte Wirtschafft verließ und mit hastigen langen Schritten bergan stieg. Die Nacht war dunkel und stürmisch. Über ihm jagten schwarze Wolken wie gespenstige Schatten dahin; der vom Regen angeschwollene Bach toste gewaltig an seiner Seite. Trotz seines Zustandes und trotz der Finsternis, die ihn umgab, schritt jedoch Steiner mit jener Sicherheit einher, die den des Weges Gewohnten seinen Pfad selbst im größten Dunkel doch finden läßt. Nach einer kleinen Stunde lag das Dorf Hubelwies bereits hinter ihm, von dessen Turm eben elf Glockenschläge erklangen, gerade noch vernehmbar durch das hier oben heftiger gewordene Heulen des Sturms.

Nach einem weiteren Aufstieg, wobei er immer dem Bach folgend einen steileren und beschwerlicheren Weg einschlug, der Hinterforst auf der Seite läßt, erreichte er endlich, nachdem er die Hütte des „tollen Franz“ passiert, den Rüttihubel und konnte den schwarz und stumm in den Nachthimmel hineinragenden Geierhof erblicken. Da, was war das? Ein heller Schein, wie wenn Flammen aus den Fenstern brächen . . . aber es bewegte sich vorwärts, die einen Fenster erloschen, die andern entzündeten sich wieder. Nun wußte er's, es war nichts als der Widerschein der Stallaterne, mit der der Knecht über den Hof dem Hause zuging und die er selbst nicht hatte sehen können. Fritz mochte wohl nach der franken Kuh geschaut haben. Aber blitzschnell war ein anderer Gedanke durch das Hirn Balthasar Steiners gefahren: „Wie, wenn der Geierhof wirklich gebrannt hätte! Und wäre denn der Schaden so groß gewesen? Was Schaden! Nutzen hätt' ich davon! Varen blanken Nutzen, bei der hohen Versicherung! Dreißigtausend müßt' mir die Versicherung mehr bezahlen, als ich beim besten Verkaufspreis erzielen könnte; gerade genug, um wieder etwas anfangen zu können!“ So rechnete sein fieberndes Hirn, indem er hastig weitertritt, rechnete und rechnete, während der Sturm um ihn her pfliff und heulte, sich in den Dachsparren versing, mit Mühe wieder daraus losmachte und um die Ecke raste. Und der Sturm, der von jeher sein trauer Freund gewesen, er schien ihm zuzurufen: „Tu's, tu's! Ich helf' dir ja! Wer darf sagen, du seist's gewesen? Wirf's nur auf mich! Das Feuer ist ja mein Herzlieb, selbst die Glut im Herd laß ich nicht ungestört. und hol' sie herauf ins Dach! Kann nicht ich's gewesen sein, der Wind, der Wind?“

Bitternd und aufgeregte betrat Balthasar Steiner sein Haus. Aus der Küche strahlte Lichtschimmer, und wieder war er so sammengefahren — Torheit, es war die Magd, der er befohlen hatte, aufzubleiben. Sie solle die Küchenlampe in die Stube stellen und machen daß sie in's Bett komme. Bösen Blickes folgte die Dirne. Steiner trat in die Wirtsstube. Sie seien wieder dagewesen und hätten lang auf ihn gewartet, dann habe

der Advokat noch ein Brieflein dagelassen, es sei drin auf dem Buffert, hatte die Gräfin ihm noch gesagt. Er wandte dorthin und riß hastig das Couvert auf; im trüben Schein der Lampe las er aus einem offenbar aus dem Notizbuch gerissenen Blättchen, was er schon wußte, die hastig hingeworfenen Worte: „Alles verloren!“

Alles verloren? Sein ganzer unbändiger Stolz bäumte sich auf! Nein, noch war nicht alles verloren, es mußte noch einen Ausweg geben, ja, es gab noch einen aber machte ihn diejer nicht zum Brandstifter? „Tu's, tu's!“ heulte der Sturm, der wieder mit verstärkter Heftigkeit wehte. Und er fing an nachzudenken, auf einen Stuhl hinsinkend. Links oben an der Treppe, die zu seinem Schlafgemach führte, war eine selten betretene Kammer, mit allerlei altem Gerümpel angefüllt, deren hintere Wand an den Heustock stieß. Auch war ein Haufen Berg dort aufbewahrt. Wenn er nun, statt in seine Kammer zu gehen, nur einen Augenblick daselbst eintrat, etwa weil er ein verdächtiges Geräusch gehört; aber es brauchte ja keinen Vorwand, für wen auch! Und es würde ja auch nicht so lang dauern, ein Zündhölzchen unter das alte Zeug gesteckt, und es würde noch eine Weile dauern und motten, bis das Feuer ausbräche. Er würde dann schon im Bette liegen, vom Brandgeruch aufwachen, in der Verwirrung nicht zuerst das Feuer löschen, sondern den Knecht wecken — um die Magd, die in einem Nebengebäude jenseits des Hofes schlief, war ihm nicht bang — und wenn sie beide kämen, wäre es zu spät. Das Vieh könnte man dann noch retten; die armen Tiere sollten deswegen nicht leiden. Und wenn dann einmal das ganze Haus in Flammen stünde, und das würde es bei dem Sturm da draußen, bevor jemand zur Stelle wäre; wer könnte dann noch sagen, wo und wie das Feuer ausgebrochen? Konnte nicht ein im Heu versteckter Stromer, der unter seinem Dach Unterschlupf gesucht, es durch Unvorsichtigkeit verursacht haben und dann heimlich davongeschlichen sein, begünstigt von der Nacht? Oder am Ende wirklich der Wind

„Tu's, tu's!“ heulte wieder der Wind draußen. Der starke

Mann erzitterte am ganzen Leib, mühsam stand er auf, öffnete den Wandschrank und holte eine mit bunter Etikette verzierte, mit gelblich funkelndem Inhalt gefüllte Flasche hervor, um sich zu stärken. Ohne weiteres setzte er sie an seine fiebertrockenen Lippen. . . .

Aber die Stärkung mußte etwas zu gründlich gewesen sein. Als Steiner die Flasche geräuschvoll auf den Tisch setzte, taumelte er, ein schwerbetrunkenener Mann. Seine Sinne begannen sich zu verwirren. „Nicht heut' Abend!“ brummte er vor sich hin und tastete, die Küchenlampe in der schwankenden Hand die Treppe hinauf, um sich zu Bett zu begeben. Aber ob er sich in der Richtung irrte, ob eine unwiderstehliche Gewalt ihn dazu drängte, er stand, statt vor seinem Schlafgemach, vor jener Kammer und versuchte einzutreten. Die mit einem altväterischen Schlosse versehene Türe führte erst mittelst einer oder zwei Stufen in den tiefer liegenden Raum und ging nach innen auf. Auf diese Stufen hatte Steiner nicht geachtet, da er sich noch immer auf dem Weg zu seiner Schlafkammer wähnen mochte, als er auf die Klinke drückte und eintrat. Er tat daher einen Fehltritt, als er nach Halt suchte, knickte seine mächtige Gestalt zusammen, im Falle die Türe zuschlagend, daß sie krachend ins Schloß fiel; dann stürzte er nach vorn zusammen, mit dem Haupte schwer aufschlagend. Betäubt, bewußtlos lag er da. Die Lampe hatte er beim Fall zerquetschert, das Petroleum hatte Feuer gefangen, und gierig rannten die kleinen blaugelben Flämmchen nach allen Seiten, Nahrung suchend. Den dumpfen Fall aber und das Zuschlagen der Türe hatte der heulende Sturm draußen verschlungen.

Der Stierensriß erwachte an einem seltsamen knisternden und knatternden Geräusch, während gleichzeitig ein starker Brandgeruch in seine Nase drang. Entsetzt sprang er aus dem Bett, fuhr in seine Hose und riß die Türe auf; der Gang war voll Rauch und ein gelblicher Schimmer in der Richtung der Treppe verriet, daß auch diese schon in Brand geraten sein müsse. Entschlossen eilte er in seine Kammer zurück und schwang sich zum Fenster hinaus. Die vielen Simse boten ihm genügend Halt, zu-

dem gieng an seinem Fenster der Blitzableiter hernieder. Als er im unteren Stock angelangt, bei den Fenstern seines Meisters, die gerade unter den seinen waren, war sein Gedanke, ob dieser wohl schon wach sei. Mit der bloßen Faust zertrümmerte er eine Scheibe, ohne zu achten, daß ihm das Blut den Arm herabfloß, um den von innen geschlossenen Fensterflügel zu öffnen.

Als dies nicht ohne Mühe geschehen, bemerkte er aber mit einem einzigen Blicke nicht nur, daß der Meister nicht in seiner Kammer war, sondern daß dessen Bett sogar unberührt geblieben, obwohl er ihn noch hatte heimkommen und zuletzt den Weg nach seiner Schlafkammer einschlagen hören. Er beschloß seine Wahrnehmung, über die er heftig erschrak, für sich zu behalten, um seinem Herrn nicht zu schaden; war doch Steiner der einzige bisher gewesen, der ihn nicht nur nicht mit Schimpfworten und Prügeln traktirt, sondern ihn mit einem gewissen Wohlwollen behandelt hatte. Wie eine Kage glitt der Bursche die noch übrige Strecke am Hause herunter und eilte, die Magd zu wecken, die auf der andern Seite des Hofes im Erdgeschoß schlief. Aber vom Lärm, der bereits das Brausen des Sturmes übertönte, und vom Schein des Feuers geweckt, eilte ihm diese, nur notdürftig gekleidet, schon entgegen. Eine hastige Frage noch: „wo ist der Meister?“ von Gritze mit einem entsetzten Ringen der Hände beantwortet, und unter verschiedenartigsten Gefühlen rannte der Knecht zum Stall, das unruhige, brüllende Vieh loszubinden und in die dunkle Nacht, die vom Schein des Feuers bereits seltsam geröthet war, hinauszutreiben. Nicht ohne Mühe und unter eigener Lebensgefahr gelang es Fritz, die Tiere in Sicherheit zu bringen. Hatte doch bereits der Heuboden ob dem Stall Feuer gefangen, aus dem nun gewaltige glänzende Garben gegen den Nachthimmel fuhren. Als der Knecht nur noch mit Mühe sich selbst aus dem Stall in den Hof gerettet, war er dajelbst schon nicht mehr allein, sondern von einer Menge Leute umgeben, die ihn aufgeregt und fragend anschriean, ohne daß er gleich Auskunft geben konnte.

Der Brand des Geierhofes hatte den eben noch im tiefen Schlafe ruhenden Weiler in eine seltsame Aufregung versetzt.

Einer der ersten, die ihn bemerkte, war der Lehrer gewesen, dessen Schlaftammer gegen den Geierhof lag und den der mit einer ihm noch ungewohnten Wut tobende Sturm wach gehalten. Er war zur Schulglocke geeilt, und deren gellender wimmernder Ton hatte bald den ganzen Hinterforst geweckt. Kurz darauf verkündeten von allen Höhen und Büheln herab langsame Hornstöße, in bestimmter Zahl und Reihenfolge wiederholt, weithin den Ausbruch und Ort des Brandes, soweit dieser nicht selbst durch seine gewaltige Röte sich kundgab. Außer der Spritze des Weilers selbst waren die ersten auf dem Platz die „Frösche“, jene Nachbargemeinde, die, wo Gefahr war, stets hilfsbereit sich erwies und erlittene Unbill vergaß, zudem aber vor der Spritze des eigenen Dorfes zur Brandstätte den Vorzug eines ebeneren Zuganges hatte. Als endlich zischend aus den mit Geschick geführten Schläuchen die ersten Wasserstrahlen, denen bald andere nachfolgten, in das seine volle Wut entfesselnde Flammenmeer fuhren, erwiesen sie sich schon als ohnmächtig, und es wurde bald Befehl gegeben, nur mehr noch die bisher unverfehrt gebliebenen Nebengebäude zu schützen. Aber auch das war umsonst, als der Sturm auch deren Dächer immer und immer wieder mit wirbelnden Funken, die wie dichter Schnee fielen, bedeckte, und bald standen auch jene in Brand. Inzwischen aber hatte sich bereits eine beträchtliche Menge gaffender Leute angesammelt, die in sicherer Ferne unter den verschiedenartigsten Ausrufen das ungewohnte Schauspiel anstauten. Allerlei Fragen wurden laut, Vermutungen aller Art wurden ausgetauscht, selbst Witze flogen hin und her, was aber aus dem Geierwirt selbst geworden, wußte niemand zu sagen.

Da entstand auf einmal eine Bewegung in den dichtgedrängten Massen. Hunderte von Augen wandten sich für einen Augenblick von dem glänzenden Lichtherde ab und schauten nach der Richtung, von der seltsam gellende Töne drangen, die selbst das Brauseln des Feuers und das Toben des Windes über-tönt. „Der tolle Franz“! gieng es von Mund zu Mund. Auf einer kleinen Anhöhe stand er, die er allein erklimmen. So-

eben hatte noch Wind, der jetzt eine andere Richtung genommen, dort hinüber geweht. In phantastischem Aufzug hüpfte Franz tanzend bald auf dem einen, bald auf dem andern Bein, von der Glut grell beschienen, während seine hagere Gestalt sich sonderbar vom Nachthimmel abhob. Er hatte keine Kopfbedeckung, die grauen Haare hingen ihm wild ins Gesicht; seine langen Arme fuchtelten unaufhörlich in die Luft. Von Zeit zu Zeit Atem holend, stieß er einzelne Sätze aus, die sich wieder in ein undeutliches Gemurmel verloren. „Ha, ha!“ lachte er, mit dem entsetzlichen Gelächter eines Irriinnigen, „hab's schon lang gedacht, es mußte so kommen! Wo steckst, Geierwirt? Ist dir wohl zu warm geworden? — aber weißt, 's nimmt alles einmal ein End'! Herrgott, Leute, seht Ihr's denn nicht? das Toggeli, das Toggeli!“ Und er zeigte mit ausgestrecktem Arm auf die Brandstätte: „Dort reitet's, auf dem Dachfirst, hat ein lustig Hüttlein auf mit einer roten Feder und einen Mantel rot und gelb geflammt, der reicht bis in den Erdboden hinein. Und sein rauchgraues Haar mit gelben Diamanten drin, seht wie's wirbelt im Wind und flattert in der Luft! Ja, ja, das Toggeli reitet gut! Aber nimm dich in Acht; uih jetzt ist's zu spät!“

Mit gewaltigem Krachen fiel in diesem Augenblick der Dachstuhl zusammen. Aller Aufmerksamkeit wandte sich jetzt wieder dem Brande zu. Bald geriet auch die vordere Wand ins Wanken und prasselte nach vorn sinkend zusammen. Hinter ihr öffnete sich ein flammenglühender Raum. Da zeigte sich noch, für einen Augenblick nur, ein sonderbares Schauspiel. An einem unverfehrt gebliebenen Balken hing noch an seiner Kette jenes ausgestopfte Wahrzeichen des Hauses, der Lämmergeier, mit ausgebreiteten Flügeln, scheinbar über dem Flammenmeer in freier Luft schwebend, als wolle er sich erheben und davonfliegen, in seinen Klauen das blutende Lämmlein. Da fuhr dem Balken entlang plötzlich eine feurige Lohe und an der Kette herunter. Jetzt saß sie dem Raubtier im Nacken, und wie auf neuen Raub losfahrend, schoß nun der Vogel hinab in die gährende glühende Tiefe.

Gegen Morgen legte sich der Sturm und machte einer völli-

gen Windstille Platz; die Leute hatten sich verlaufen, die Mehrzahl der Spritzen trat den Heimweg an, nur einige wenige blieben zur Überwachung des Feuerherdes zurück. Nach einigen Stunden fiel der Schnee hernieder in dichten reinen Flocken. Die Brandstätte war ruhiger geworden, nur an einzelnen Stellen jandte stärkerer Rauch seine grauen Wolken in die winterliche Luft, und wo die Trümmer etwa Lücken gelassen, sah man noch rote sich selbst verzehrende Glut zwischen Balken und Steinen.

Am zweiten Tage der Räumungsarbeiten fand man den bis zur Unkenntlichkeit entstellten gräßlich verunstalteten Leichnam Balthasar Steiners. Der Fundort, wie auch die Aussagen, die der Knecht gemacht hatte, ließen darauf schließen, daß der Wirt bei den ersten Löschversuchen verunglückt oder auf der Flucht mit der bereits brennenden Treppe eingebrochen sein mußte. Zudem hatte die Magd den Zustand ihres Herrn verraten, in dem sie ihn zuletzt gesehen, was die Wahrscheinlichkeit eines bloßen Unfalles erhöhte. Die Beerdigung Steiners fand unter gewaltiger Beteiligung statt. Es war eine ernste ergreifende Feier, und wenn auch die Rede des Pfarrers eine milde und versöhnliche war, die selbst die erbittertsten Gegner des Geierwirts angesichts eines solchen Endes versöhnlich stimmen mußte, so fehlte es doch von Seiten des Pfarrers auch nicht an verständlichen Mahnungen zu Frieden und Umkehr. „Wie jene Glut, die den Geierhof verzehrt, in sich selbst zusammengesunken, so laffet Haß, Leidenschaftlichkeit und Rachsucht, die euch verzehren mag angesichts dieses erschütternden Todes, in sich selbst zusammensinken und aus der Asche neu erstehen Liebe, Achtung und Vertrauen, auf daß auch hier sich bewahrheite das Wort des Dichters: „Neues Leben blüht aus der Ruine!“

Als des Geierwirts Nachlaß auf amtlichem Weg, da nähere Verwandte fehlten, geordnet wurde, zeigte es sich, daß derselbe über Erwarten verschuldet gewesen und sich augenscheinlich verspekuliert hatte. Womit, wußte niemand so recht, da die bezüglichlichen Papiere verbrannt waren und die Kreditoren sich einfach

auf ihre verbrieften Forderungen beriefen. Aber auch die einzigen, die genauere Auskunft hätten geben können, der Hausiersepp und der Advokat, schwiegen und zogen es vor, ohne Aufsehen aus dem Land zu verschwinden. Doch blieben mit Einzug der Versicherungssumme noch etwa 30,000 Franken, die, da keine anderen Erbberechtigten sich zeigten, Hedwig und ihren Geschwistern zufielen. Als gegen das Frühjahr auch noch Golder zu kränkeln anfing und starb und bald darauf seine Gattin aus Gram ihm ins Grab nachfolgte, stand Hedwig wieder allein und nichts hinderte nun den jungen Lehrer mehr, ernstlich an die Heirat zu denken, umsomehr, da Golder den Philipp, den er lieb gewonnen, ebenfalls mit einem schönen Vermächtnis bedacht hatte. Für Frau Babette Vogel tat sich zudem ein unerwarteter Ausweg auf. Eine Schwester von ihr war soeben Witwe geworden und wünschte nun sehr ihre Nähe. So wurde der Hochzeitstag bestimmt und der ganze Bezirk, in dem seit dem Brande auch die Feindseligkeiten gegen den Lehrer immer mehr erloschen, rüstete sich, ihn feierlich zu begehen.

Es ist wieder Juni geworden, der Jahrestag jenes unvergeßlichen Sonntagmorgens auf dem Sonnenbühl. Aber obwohl es diesmal Werktag ist, gönnt sich doch der ganze Hinterforst heute einen Feiertag, dem geliebten Lehrer zu Ehren, dessen Hochzeit gefeiert wird. Schon am Vorabend haben die Mädchen die Türe des Schulhauses, sowie die zur Lehrerwohnung führende Türe gar lieblich umkränzt; die Inschriften, die über den Türen hängen, hat der Pfarrer selbst geliefert. Erwartungsvoll steht jetzt die Jugend auf der Straße, und aus den Fenstern blicken und spähen manche neugierige Augen. Jetzt biegt der Hochzeitszug, vom Dorfe kommend, um die Ecke; die Völlererschüsse auf den umliegenden Höhen erdröhnen, von halbwüchsigen Burschen abgefeuert, und glücklich schreitet der junge Lehrer mit Hedwig, seiner blühenden Braut, dem Schulhause zu. Aber noch können sie nicht eintreten; unter der Leitung des Kollegen Wahrmond vom Dorfe haben die Kinder Hinterforsts noch ein Hochzeitslied in aller

Stille eingeübt. Und das einfache Lied, von frischen Kinderlippen gesungen, dringt allen, die es hören, zu Herzen.

In dem jungen Lehrer aber klingen die Worte nach, die er soeben bei der Trauung aus dem Munde des Pfarrers vernommen, und er wiederholt sie sich, während er sein junges Weib fester an sich drückt: „Die Liebe überwindet alles!“

E n d e.



c) Bern.

1. Jeremias Gotthelf:	„Der Besenbinder von Nidhölzli“	} à 10 „
Alfred Furrer:	„Kapital und Diensthofenschule“	
2. Hans Rydegger:	„Hansli und Hans“	} à 10 „
Karoline Meyer:	„Das Kind der Hege“	
3. Jakob Frey:	„Zweierlei Urkunden“	à 10 „
4. Arthur Bitter:	„Nur nicht verzagen“	} à 10 „
Alfred Furrer:	„Ein gutes Buch“	
	„Fuhrmann und Bagabund“	
5. Hans Rydegger:	„Der wilde Hämmer“	} à 10 „
D. Entenmeister:	„Zwei Igel“	
6. Jakob Frey:	„Heimkehr“	} à 10 „
Jakob Stutz:	„Selber essen macht fett, kann aber auch mager machen“	
7. Jeremias Gotthelf:	„Dürst od. der hl. Weihnachtsabend“	à 10 „
8. W. Eggimann-Hugi:	„Zwei Verdungtinder“	} à 10 „
D. Entenmeister:	„Die Doktorin“	
Jakob Frey:	„Die Freilämter Deputierten und General Massena“	
9. Jeremias Gotthelf:	„Barthli der Korber“	à 10 „
10. Heinr. Hansjakob:	„Der Christian“	} à 10 „
Hermine Billinger:	„Mutter Rosin“	
11. Th. Meyer-Merian:	„Dienen und Verdienen“	à 20 „
12. W. S. Niehl:	„Burg Neidert“	} à 15 „
August Silberstein:	„Die Himmelfahrt eines Sünder“	
Alfred Hartmann:	„Die Erbtetern auf dem Aspibof“	
13. L. Westkirch:	„Die zwei Gesichter der Welt“	} à 15 „
Ludwig Röde:	„Wachsamkeit geht über List“	
14. Carl Schneider:	„Zwei Jahre in Amerika“	à 10 „
15. Hans Rydegger:	„Hans der Hüser“	} à 15 „
Eduard Hänggi:	„Zwei kleine Erzählungen“	
16. Hermann Sager:	„Erinnerungen a. d. Maderanertal“	} à 10 „
A. Gaudard:	„Ein gutes Gewissen“	
Erich Vardewick:	„Im Abendsrieden“	
17. Eugen Entenmeister:	„Das Anstaltsleben ein Taubstummer“	} à 10 „
Heinrich Zohreny:	„Der alte Schuhmacher v. Hubichsdorf“	
L. F.:	„Aschenbrödel“	
18. Karl Rachelhofer:	„Bilder u. Skizzen aus dem Russisch-Türkischen Kriege 1877/78“	à 15 „
19. Jacques Normand:	„Frauenmilch“	} à 15 „
Emil Frey:	„Das Grab auf der alten Farm“	
W. J. Kuhn:	„Der blinde Geiger“	} à 15 „
20. Arthur von Allen:	„Christian der Kaiser“	
Gottfried Keller:	„Die Weihnachtsfeier im Irrenhaus“	} à 15 „
21. J. W. Thiesing:	„Drei Erzählungen: 1. „In der alten Heimath“, 2. „Die Lustkuranstalt“	
	„Unter dem Pantoffel“	} à 15 „
22. A. Bachmann:	„Aus dem Leben eines Geringen“	
A. Oberholzer:	„Die Hege von Steinachburg“	
	„Thora“	} à 20 „
23. Heinrich Bischoffe:	„Das Goldmacherdorf“	
24. Arthur von Allen:	„All, der Schloffer“	à 30 „
25. Aus der Spinnstube:	„Der Kaiser zu Bagarad“	à 20 „
26. Jeremias Gotthelf:	„Festschrift zum 100. Geburtstag „Der Sonntag des Großvaters“ „Ein Bild aus dem Uebergang 1798“	} à 15 „
27. S. v. Kleist:	„Michael Koblhaas“	à 20 „

Einbanddecken

für die Zürcher-, Basler- und Bernerschriften à 60 Rappen, den
Ablagen à 50 Rappen.

Im Central-Depot des Vereins für Verbreitung guter Schriften

Waldmannstraße Nr. 4

können die Vereinschriften einzeln oder zusammen gegen baar bezogen,
sowie unter Bellegung des Betrages oder gegen Postnachnahme
bestellt werden:

- a) aus Ortschaften der Schweiz, in denen keine Ablage besteht:
zu den oben angegebenen Preisen,
b) von Mitgliedern, in Paketen von mindestens 50 Exempl. und
c) von der einzigen oder der Hauptablage,
welche in einer Ortschaft der Schweiz von einem Mitgliede des Vereins
gehalten oder beaufsichtigt wird,
in Paketen von mindestens 10 Exemplaren franko
zu 8 Rappen die 10 Rappen-Bändchen,
" 12 " " 15 " "
" 16 " " 20 " "
" 24 " " 30 " "
d) von den Vorständen der einzelnen Vereine
zu den vereinbarten Bedingungen.

Vorstände des Vereins für Verbreitung guter Schriften.

Zürich: H. A. Scherer, Präsident. — Prof. Dr. J. J. Trechler, Vizepräsident.
— Ernst Kramer, Kassier. — Schuldirektor Küttel, Aktuar. — Prof.
Paul Christ. — Prof. Otto Huggenmacher. — Bezirkschulpfleger J.
Müller. — Oberbibliothekar F. Müller. — Pfarrer J. Wischmann.

Winterthur: Architekt C. Jung, Präsident. — Pfarrer D. Herold.
— Steiner-Heer, Rechnungs-Revisor. — A. Ebinger, Aktuar. — J. W.
Gelpke, Kassier.

Nichtersweil: Sekundarlehrer G. Amman, Präsident. — Lehrer U. Baumann,
Aktuar. — Gondlör Mr. Tanner, Kassier. — Lehrer Rud. Sigg.
— Aug. Pfister, Trechler.

Sorgen: Rebmann-Hüni, Präsident. — H. Bräm-Hänerwadel.

St. Gallen: Reallehrer J. Brassel, Präsident. — Archivar R. Grob-Blumer,
Vize-Präsident. — Buchdrucker C. Schupfisser, Aktuar. — Kaufmann
H. Stiefel, Kassier, Hauptdepotleiter. — Detan C. W. Rambli. —
Reallehrer J. Führer. — Kaufmann L. Zellö.

Centralausschuss des Vereins für Verbreitung guter Schriften:
Herr Alphons Burdhardt in Basel.

" H. A. Scherer in Zürich.

" A. Zurrer in Bern.